



Ich bügel dir die Visage, Schätzchen

1. Kapitel

Es gibt zu viele Ecken und Kanten in dieser Stadt, und man sieht ja, wozu das führt – Dann passiert es, daß einer die Adresse verwechselt – Was da auf meinem Schreibtisch liegt, ist kein Fall, sondern ein Dingsda

Ich fahre mit dem Aufzug hoch, gehe in mein Büro und knalle die Tür zu.

Mein Partner Gregorio sitzt auf dem grünen Lederfauteuil und fängt an zu lachen.

„Schön“, sage ich, „ich kann nichts machen, und es ist nicht meine Schuld, daß die Welt voll von Idioten ist. Man müßte bei neunzig Prozente der Leute in dieser Stadt die Köpfe auswechseln, aber bislang ist niemand auf die Idee gekommen, eine Fabrik für Ersatzköpfe aufzumachen.“ Mit einer Handbewegung schiebe ich eine leere Bourbonflasche, die auf dem Schreibtisch steht, in den Papierkorb.

Ich habe noch eine Reserveflasche in der Schreibtischschublade. Die nehme ich, fülle ein Glas und eine Tasse und schiebe die Tasse zu Greg herüber.

„Auf uns!“, sage ich und trinke.

Auch Greg trinkt, und Sie wissen ja, wie er das macht. Er schiebt die Schnauze in die Tasse, nimmt den Rand zwischen die Zähne, hebt die Tasse hoch und läßt sich den Treibstoff in die Kehle laufen.

Er schlabbert das gute Naß nicht mit der Zunge auf, wie es normale Hunde machen. Er ist als Hund geboren, weil seine Mutter eine Hündin war und sein Vater ein Rüde, aber das hindert ihn nicht daran, einer der besten Detektive unserer Stadt zu sein.

Und den Bourbon so zu trinken wie ich, ohne auch nur ein Tröpfchen zu verschütten.

Nicht ohne Grund ist er mein Partner, und mehr als einmal hat er mir aus der Klemme geholfen. Lesen Sie nur einmal all die Geschichten, die ich ihnen bis jetzt erzählt habe und sagen Sie mir dann, ob er nicht mindestens ein Dutzend Orden verdient hätte.

Na schön.

Ich trinke mein Glas aus und versuche Greg zu erklären, daß die Stadt voller Ecken und Kanten ist, und wenn ein Kind sich an einer Kante stößt, daß dann irgendwas in seinem Hirn kaputtgeht. Später wird das Kind groß, und auch das, was kaputt gegangen ist, wird groß, und das Ergebnis ist, daß unsere Stadt voller kaputter Gehirne ist.

Ich komme gerade zu der Schlußfolgerung, daß die Architekten und Baumeister alle Ecken und Kanten vermeiden sollten, da fällt mein Blick auf etwas, das hinter dem Telefon auf meinem Schreibtisch hervorschaut. Mein Mund bleibt etwas vier Sekunden offen stehen, dann schließe ich ihn und bringe zwischen den Zähnen ein „Teufel, Teufel“ hervor, das wie ein Pfiff klingt.

Ich strecke meine Hand aus und nehme den Gegenstand in die Hand.

Es ist das Zigarettenetui dieser Idiotin, die ich vor fünf Minuten auf die Straße gesetzt habe.

Ein goldenes Etui, das gut und gerne ein halbes Kilo wiegt, überall mit Brillanten besetzt, groß wie toskanische Bohnen.

Ein Ding, das über den Daumen gepeilt gut und gerne ein paar Millionen kostet, und sagen Sie mir, ob man nicht ziemlich bescheuert sein muß, um ein Zigarettenetui mit sich herumzutragen, das fast soviel kostet wie ein Auto in Sonderanfertigung.

Drinne sind etwa ein Dutzend Zigaretten, Marke Hurcavé. Ich nehme mir eine und zünde sie an.

Ich habe gesagt, daß sie das Zigarettenetui vergessen hat, aber das stimmt nicht ganz. Ich habe ihr nämlich nicht einmal Zeit gelassen, sich an all die Brillanten zu erinnern, die sie auf meinem Schreibtisch plazierte hat. Ich habe sie beim Kragen ihres Pelzmantels genommen und es nicht damit bewenden lassen, sie vor die Türe zu setzen.

Ich habe sie komplett auf die Straße getragen, sie hinter das Steuer ihres weißen Alfa Spider gesetzt, den sie vor meiner Türe geparkt hat, habe ihr den Motor angemacht, den Gang eingelegt und ihr hübsches Füßchen dann auf das Gaspedal gesetzt.

Nachdem sie um die Ecke gebogen ist, bin ich wieder hochgegangen.

Sie können mich jetzt fragen, ob mein Gehirn eingefroren ist, daß ich so eine Schickse vor die Türe setze, die sich ein millionenschweres Zigarettenetui leisten kann und mit einem Bisonpelz daherkommt, der soviel kostet wie eine Zehnzimmerwohnung mit drei Dienstboteneingängen.

Und ich würde ihnen antworten, daß ich Chico Pipa heiße, rote Haare habe, einsneunzig groß bin und fast neunzig Kilo wiege, einschließlich an Sonn- und Feiertagen, und daß Sie so einen wie mich nicht im Umkreis von fünfhunderttausend Kilometern finden.

Na schön: Die Schickse war die Tochter von dem Etikettenkönig Aerostato Brillovitz, dem weltgrößten Hersteller von Aufklebern, aber ich bin nicht der Typ, der sich dafür interessiert, wer oder wer nicht mir irgendwelche Angebote macht, so wie die da.

Sie könnte auch die Tochter des Königs von Murmelzweig sein, oder die Großmutter des Verwalters der stifelischen Inseln, mir wär es grad egal.

Hören Sie also zu.

Vor kaum einer halben Stunde kommt sie rein, und das erste, was passiert, ist, daß mir und meinem Partner die Luft wegbleibt. Auch ohne, daß sie irgendwas macht.

Sie macht einfach die Türe auf und steht da, und ich bin nicht einmal in der Lage Ihnen zu schildern, was sich uns für ein Anblick bietet.

Ein Meter fünfundsiebzig ist da in einen Bisonpelz eingehüllt, einen Schopf blonder Haare hat sie auf dem Kopf und eine schöne Melonenscheibe da, wo der Mund ist.

Eine Wassermelonenscheibe mit vielen weißen Zähnen anstelle von schwarzen Kernen.

Und mehr sage ich Ihnen nicht, sonst bekommen Sie einen wäßrigen Mund und rote Ohren.

Ich warte darauf, daß sie auf ihren Pfennigabsätzen auf mich zustöckelt und mir ihren Melonenmund unter die Nase schiebt, aber nichts dergleichen geschieht.

Vielleicht denkt sie, daß mir getrocknete Feigen besser gefallen als frische Melonenscheiben, jedenfalls kommt sie kerzengerade wie ein Spazierstock herein und steuert sofort auf meinen Sessel aus grünem Leder zu.

Sie tut nichts, um zu zeigen, was sie zu bieten hat, und läßt mir nicht einmal Zeit, ihre Maße zu nehmen.

Vielmehr fängt sie sofort an, mir ihre Geschichte zu erzählen.

„Ich heiße Belga. Belga Brillowitz. Ich bin die Tochter vom Etikettenkönig Brillowitz, der Hersteller von Aufklebern. Ich möchte Sie mit einem Fall beauftragen.“

Aus dem Augenwinkel sehe ich Greg, wie er sich unter den Schreibtisch legt und sich vorerst die Lippen leckt. Auch ich lecke mir die Lippen und mache es mir bequem.

„Lassen Sie hören“, sage ich.

Sie erzählt mir, daß sie mit dem Doktor Vario Contortus verlobt ist und daß die Hochzeit nächste Woche stattfinden soll. Der Doktor Contortus ist ein Angestellter ihres Vaters: Der Direktor im Bereich Aufkleber für Öl, Wein, Spirituosen, Getränke und Mineralwässer.

Es scheint, als sei dieser Doktor Contortus ein tüchtiger Typ mit dem Format, eines Tages den Sessel des Supercavaliers einzunehmen, sollte der ihn irgendwann räumen. Alles ist fertig für die Hochzeit: Ein halbes Dutzend Sekretärinnen leckt schon die Briefmarken, um die Einladungen zu verschicken, eine ganze Ankleideabteilung macht die letzten Änderungen am weißen Anzug, Zuckerbäcker und Architekten arbeiten gemeinsam mit Hochdruck daran, die Hochzeitstorte aufzuschichten. Allerdings.

Hier macht Melonenscheibe eine Pause, steckt sich eine Zigarette in den Mund und schiebt mir das offene Zigarettenetui über die Schreibtischplatte.

Ich zünde ihre Zigarette mit dem Feuerzeug an. Dann nehme ich mir eine Huracavé aus dem Etui und stecke sie an.

Wir schauen uns in die Augen und atmen den Rauch aus.

Mein Rauch und ihr Rauch treffen sich auf der Hälfte und die Wolke steigt langsam zur Decke.

„Allerdings“, nimmt Melonenscheibe den Faden wieder auf, „allerdings ruft mich Vario gestern abend an, um mir zu sagen, daß alles abgesagt ist. Dann legt er auf, und es gelingt mir nicht mehr, ihn zu erreichen.“

Sie sagt das im gleichen Tonfall, als wenn sie mir sagen wollte, man hätte ihr das Schienbein gestohlen, aber ich rege mich nicht weiter auf. Es ist nicht das erste Mal, daß jemand im letzten Augenblick seine Freundin versetzt, auch wenn es in diesem Fall den Anschein hat, als müßte dieser Jemand ein ziemlicher Trottel sein.

Ich nehme die Zigarette aus dem Mund und warte, aber es scheint, als habe sich ihre Sprechmechanik ausgeschaltet.

Ich versuche, sie wieder in Gang zu bringen.

„Ärgerlich für Sie“, sage ich, „aber kommen wir zur Sache.“

„Welche Sache?“, fragt sie.

„Zu Ihrem Fall“, sage ich. „Sie wollten mich doch mit einem Fall betrauen. Mit welchem denn?“

„Mit dem Fall, den ich Ihnen gerade erzählt habe“, sagt sie. „Ich möchte Vario nächste Woche heiraten.“

Ich atme ein paar Liter Rauch ein und aus und stehe auf.

„Sie sind bei der ganz falschen Adresse“, sage ich, „hier ist nicht die Redaktion einer Frauenzeitschrift, und ich bin kein Seelsorger für gebrochene Herzen. Wenn Ihr Geliebter Sie versetzt hat, kann ich auch nichts machen.“

Sie sagt mir, ich solle herausfinden, was dahintersteckt, und ich sage daß ich, auch wenn dahinter vielleicht eine Brünette steckte, nicht wüßte, wie sie die Dame in Stückchen zerkrümeln könnte.

Sie nimmt ein rosa Taschentüchlein und tupft sich die Nasenspitze.

Mir wird klar, daß sie weint. Sie muß irgendeinen Spezialmechanismus eingebaut haben, der die Tränen in das Innere der Nase leitet, um eventuelle Überschwemmungsschäden

auf ihren flaumigen Wangen und an ihren blauen Augen mit schwarzen und lila Wimpernschatten zu vermeiden.

Aber auch wenn das System ganz praktisch scheint, erweicht sie damit nicht mal ein schwaches Herz, und meins schon gar nicht.

So gehe ich um den Schreibtisch herum, nehme sie an ihrem Pelzkragen, stemme sie hoch, öffne die Türe von meinem Büro mit einem Fußtritt, bringe sie mit dem Aufzug hinunter und setze sie in ihren weißen Alfa Spider.

Ich bin keiner, der lange Geschichten macht, und verliere keine Zeit mit unnötigen Erklärungen, wenn ich eine Nervensäge loswerden will.

Auch wenn es sich um eine phantastische Puppe handelt, die jeden Morgen in flüssigem Gold badet und sich dazu mit einer brilliantenbesetzten Seife wäscht.

So also gehe ich wieder hoch und finde das noch offene Zigarettenetui auf meinem Schreibtisch.

Ich habe den Eindruck, daß irgendetwas mit diesem offenen Zigarettenetui nicht stimmt. Wenn ich es mir genau überlege, kommt mir der Platz für die Zigaretten ziemlich klein vor für so ein dickes Etui.

Mehr als vierzehn oder fünfzehn Zigaretten werden da nicht reingehen, und die Seiten scheinen mir ziemlich dick für so ein Damenutensil.

Ich schließe das Etui und sehe, daß an dem Deckel unter dem Rand noch ein guter Zentimeter angefügt worden ist.

Dann sehe ich auch noch, daß an der Seite ganz oben ein völlig rundes Loch ist. Und ich sage euch etwas, Leute: Die Ränder von diesem Loch sind nicht aus Gold, sondern aus Stahl.

Ich lasse einen Pfiff los und fasse das Etui wie eine Pistole an.

Es liegt mir ganz in der Hand, und ich brauche nur noch mit der Daumenspitze auf den Brillanten zu drücken, um ein klassisches Klicken zu hören. Ich drücke mit dem Zeigefinger gegen die Seite unter dem Loch. Ein Schuß löst sich und das Tintenfaß auf meinem Schreibtisch zerspringt in tausend Teile.

Gregorio spritzt unter dem Stuhl hervor und beißt mich in die Wade.

Er muß die Kugel gerochen haben, die etwa zwei Zentimeter vor seiner Nase vorbeigeflogen ist, und gibt mir die Schuld. Ich kann ihm nicht unrecht geben.

„Ich dachte, da würde eine Zigarette herausschießen“, sage ich, dann murmele ich noch ein „Teufel, Teufel“ und lasse die Sicherung wieder zurückschnappen.

„Hast du verstanden?“, frage ich ihn. „Sie kommt hierher, legt mir eine als Zigarettenetui getarnte Halbautomatische auf den Schreibtisch, und ade du schöne Welt. Was sagst du dazu?“

Eine Geschichte, die mir nicht gefällt Leute. Überhaupt nicht.

Melonenscheibe kann das Zigarettenetui mit Absicht vergessen haben, um einen verdächtigen Gegenstand loszuwerden. Aber diese Theorie ist nicht besonders überzeugend, das merke ich gleich.

Oder sie wollte mich in eine schmutzige Sache hereinziehen, aber wenn, dann ist sie schief gewickelt.

Ich schwöre, daß ich ihr diese Scherzchen austreiben werde, Leute.

Auch bei genauem Hinsehen scheint es ein Zigarettenetui, aber bei noch genauerer Betrachtung ist es eine Halbautomatische, der wirklich nichts fehlt, und man muß schon mit der Lupe hinschauen, um das zu merken.

Ich lasse den Abzug nach hinten schnappen und betrachte mir das Magazin. Ein Schmuckstück mit sechs Schüssen, und es sind noch vier Bonbons drin, Kaliber sechs.

Sollten Sie Mathematik studiert haben, rechnen Sie noch einmal nach. Sechs minus vier sind zwei. Einen Schuß habe ich vor einer Minute abgefeuert, aber was ist mit dem anderen?

Unnütz darüber nachzudenken, wo der andere geblieben ist. Das ist eine Angelegenheit, die mich nichts angeht.

Greg tigert ein paarmal mit gesenktem Kopf durch das Büro, dann schaut er mich an und winselt etwas, das für mich so klingt wie „sie könnte es wirklich vergessen haben“.

„Schon“, sage ich, „ich habe ihr keine Zeit gelassen, das Etui wieder in ihre Tasche zu tun. Wenn es wirklich so ist, wird sie umdrehen, sobald sie es merkt. Immerhin ist es nicht nur ein kleines Schießmaschinchen, sondern kostet auch eine ganze Stange Geld. Und wenn sie dann einmal hier ist, fängt sie wieder an, uns etwas vorzuheulen. Und wenn ich eine Platte einmal gehört habe, die mir nicht gefällt, dann mag ich es gar nicht, sie nochmal zu hören. Weißt du, was wir machen? Ich tue das Etui in eine Tasche und bringe es ihr.“

Greg klemmt sich den Schwanz zwischen die Beine, zeigt mir die Zähne und fängt an, einen Höllenlärm zu machen.

Es gefällt ihm gar nicht, den Postboten zu spielen. Er ist ein Polizist mit Lizenz, und so eine Arbeit ist seiner nicht würdig, meint er jedenfalls.

Ich hätte gute Lust, ihn beim Schwanz zu nehmen und aus dem Fenster zu werfen. Wenn mein Partner mich auf die Palme bringt, dann werde auch ich ziemlich wütend, und wir sind wieder quitt.

Nur daß er Zähne hat und ich nicht, und wenn er unbedingt recht haben will, dann zeigt er mir sie alle und fängt an, mir damit zu drohen.

Sie können jetzt sagen, daß ich Angst vor ihm habe, denn ich werde wieder ganz ruhig, aber das stimmt nicht. Ich habe nur keine Lust, eine Freundschaft zu ruinieren, die dauert, seit wir uns zusammengetan haben, auch wenn er manchmal ein ziemlicher Sturkopf ist und seine Macken hat. Jedenfalls wenn er sein Gebiß zeigt, dann habe ich verstanden, daß es besser ist, den Rückwärtsgang einzulegen und ihm recht zu geben.

So beschränke ich mich darauf, ihm noch ein „lumpiger Dreckskerl“ hinterherzuwerfen, als er aus dem Büro rennt und die Türe zuschmeißt.

Ich tue das Schießetui in meine Tasche und nehme das Telefonbuch.

Ich finde Brillowitz, Verlag, mit einem Dutzend Telefonnummern, dann die Wohnung von dem Etikettenkönig Aerostato Brillowitz, auch mit ein paar Nummern, und schließlich Brillowitz Belga, Zipfelstraße 9.

Sie hat eine eigene Wohnung, die Melonenscheibe. Gut.

Ich präge mir die Adresse ein, und merke mir auch die Telefonnummer, wo ich schon dabei bin.

Ich werfe das Telefonbuch auf die Seite, fülle meinen Tank mit Bourbon, gehe aus dem Büro und schließe ab.

Ich werde ihr das Schießetui zurückbringen. Wenn sie da ist, binde ich es ihr auf die Nase, wenn nicht, lege ich es ihr unter das Kissen, auf dem sie schläft.

Verschlossene Türen stören mich dabei nicht.

Aber sie ist zu Hause. Ich sehe ihren weißen Alfa Spider, wie er vor der Zipfelstraße 9 geparkt ist. Ich parke meinen Blimbust und öffne die Eingangstüre des Apartmenthauses mit dem Daumnagel.

Auf dem Briefkasten steht, daß sie im Apartment 15 im obersten Stock wohnt. Ich nehme den Aufzug und in weniger als zwei Minuten bin ich vor der Eingangstüre von Nummer 15.

Ich drücke den Klingelknopf unter dem Namensschild aus Messing und höre deutlich, wie es klingelt. Dann ein Schrei.

Ich drücke die Klinke hinunter und die Türe öffnet sich.

Das erste, was ich sehe, ist ein Bisonpelz, der auf dem Teppich im großen Eingangsbereich liegt.

Ich trete näher, um mir die Sache zu betrachten, und irre mich nicht: In dem Bisonpelz steckt Melonenscheibe.

Ich beginne mich zu fragen, warum sie schreit und ohnmächtig wird, sobald ich klinge, aber bevor ich mit der Frage fertig bin, finde ich schon die Antwort.

Sie liegt dort, die Antwort, auf dem Boden des anderen Zimmers, und fängt mit einem Paar Damenschuhen mit hohen Absätzen an, die an zwei dazugehörigen Füßen stecken, und die wiederum an den dazugehörigen Beinen.

Ich schaue, ob auch der Rest noch dran ist, und er ist.

Es ist alles da, und auch noch etwas, das dort gar nichts zu suchen hat, Leute.

Ein roter Fleck auf der weißen Bluse, genau dort, wo das Herz ist, und es braucht nicht viel um zu begreifen, daß einer unter der Bluse ein Loch gemacht hat. Aus Blei.

Sie dürfte etwa zwanzig Jahre alt sein, und war bis vor kurzem noch ein Ausstellungsstück. Aber jetzt schaut sie mit erloschenen Augen die Zimmerdecke an, und wer weiß, was sie sieht. Die schwarzen Haare sind auf dem Teppich um ihren Kopf verteilt und heben das weiße ihrer Stirn hervor, die aussieht wie aus Marmor. Ihre nackten Arme liegen am Körper an, aber viel zu schlaff für meinen Geschmack.

Ich weiß nicht, wer sie ist und wie sie heißt, und es interessiert mich auch überhaupt nicht.

Es interessiert mich auch nicht, wer sie so zugerichtet hat, und womit. Vielleicht mit einem goldenen Zigarettenetui, mit Brillanten besetzt.

Vielleicht sogar das, was ich gerade in meiner Jackentasche habe.

Ich nehme es in die Hand, wische es gut mit dem Taschentuch ab, um meine Fingerabdrücke zu entfernen, und lege es dann auf den Teppich.

Das Telefon finde ich im Vorzimmer, nehme den Hörer mit dem Taschentuch ab und wähle die Nummer der Zentrale.

Ich sage ihnen, daß hier einer wartet, der nicht mehr alleine gehen kann, und auch noch die Adresse, dann lege ich auf.

Melonenscheibe schläft noch im großen Eingangsbereich.

Mit einem Zipfel von ihrem Bisonpelz bedecke ich ihre Beine, damit der Leutnant Tram keine Stielaugen bekommt, wenn er die Türe aufmacht, dann wische ich noch die Türklinke gut ab und gehe.

Ich springe in meinen Blimbust und fahre zur „Fledermaus“ um meinen Bourbonvorrat aufzufüllen.

2. Kapitel

Ich treffe ein paar Freunde und wir haben eine kleine Diskussion – Wenn es langsam gehen muß, muß es langsam gehen, meinen Sie nicht? – Aber dann gibt es einen, der das Auto in der Garage parkt

Ich verbringe einen ruhigen Tag, liebe Leute, einen von jenen ruhigen Tagen, an denen man ein reines Gewissen hat.

Ich habe auch ein kleines Sümmchen auf die Seite gelegt, das es mir erlaubt, in Gesellschaft von meinem Lieblingsgetränk zu sein, und ich versichere ihnen, wenn ich in Gesellschaft meiner geliebten Flaschen bin, dann müssen sich diese nicht langweilen.

Gregorio hat mit seiner Herzensdame zu tun, einer Hündin namens Fernanda, aber auch er kommt zwischen dem einen und anderen Knuff vorbei, um seinen Treibstoffvorrat wieder aufzufüllen.

Mein Aufenthalt in der „Fledermaus“ zieht sich hin, bis im Astor der letzte Film beginnt, ein Krimi, der so verworren ist, daß auch der Regisseur nicht mehr weiß, wer eigentlich der Mörder ist und deshalb schließlich alle Hauptdarsteller ins Kittchen schickt.

Als ich aus dem Kino komme, kaufe ich mir eine Abendzeitung.

Sofort auf der ersten Seite sehe ich den Bericht über den Mord, und so gehe ich in die „Fledermaus“ zurück, setze mich und lese, während der Besitzer Ercole eine neue Flasche mit Bourbon vor mich hinstellt.

Ich lese, daß das Opfer Alchimia Remoto heißt und Schaufenster von Metzgereien dekoriert, daß sie mit einem Revolverschuß ins Herz getötet wurde und von einem Unbekannten in der Wohnung der Tochter des bekannten Etikettenherstellers Aerostato Brillowitz gefunden wurde, und daß dieser Unbekannte die Polizei alarmiert hat. Es scheint, als sei die Tatwaffe ein wertvolles Zigarettenetui, das neben der Leiche gefunden wurde. Der Reporter des Artikels fragt sich, was eigentlich die Eigentümerin der Wohnung mit der ganzen Sache zu tun hat und wo sie sich versteckt hält. Die Polizei sucht nach ihr.

Ich lege die Zeitung hin. Leute, diese Sache ist so gerade wie ein Korkenzieher! Die Schickse muß Leine gezogen haben, gerade nachdem ich zur Türe raus bin. Und daß sie weg ist, heißt, daß sie was auf dem Kerbholz hat und keinesfalls denen von der Mordkommission in die Arme laufen wollte.

Gut. Der Leutnant Tram wird sich schon um diese Angelegenheit kümmern.

Ich jedenfalls kümmere mich um meine Angelegenheiten und lese in der Zeitung weiter. Meine grauen Zellen aber machen sich von allein an die Arbeit und finden einen ganzen Haufen von Warums und Weshalbs.

Ein Zigarettenetui, das eigentlich eine Halbautomatische ist, und ein Magazin, dem eine Kugel fehlt.

Die fehlende Kugel kann natürlich die sein, die ein Loch in die weiße Bluse von dieser Puppe – wie hieß sie noch? – Alchimia – gemacht hat. So muß es wohl sein, ich bin sicher.

Melonenscheibe legt mir das Zigarettenetui auf den Schreibtisch und vergißt es dort.

Absichtlich oder nicht?

Wie es scheint, hat sie die Brünette um die Ecke gebracht und kommt dann zu mir, um mir die Tatwaffe unter die Nase zu halten, und das mit einer Entschuldigung, daß selbst die Hühner lachen.

Dann fährt sie zurück nach Hause und tut so, als würde sie ohnmächtig, gerade als ich klinge. Und bevor die Polizei kommt, zieht sie Leine.

Aber zum Schweinsteufel, was habe ich damit zu tun?

Ich haue mit der Faust auf den Tisch, bereue es aber gleich, denn der Bourbon im Glas spritzt fast zur Gänze auf mein Hemd.

„Schluß jetzt!“, rufe ich, und der Bourbon beruhigt sich. „Hör auf, solchen Blödsinn zu denken, ich will von dieser Sache nichts wissen!“

Ich suche in der Zeitung nach den Nachrichten über die Mistkäferrennen und lenke meine grauen Zellen durch ein paar Vorhersagen ab.

Ich lese, daß Aglio-Olio der Favorit für das vierte Rennen morgen Abend ist. Arrabiata soll die gleichen Chancen haben, aber bei Carbonara stehen die Wetten eins zu sechs. Merkwürdig, denn Carbonara hat Aglio-Olio zweimal in diesem Jahr geschlagen. Vielleicht haben sie ihn diesmal betäubt, damit er den Start verschläft.

Schweinebande!

Alle wissen, daß Carbonara soviel wert ist wie zehn Aldentes, und wenn sie Carbonara nur eins zu sechs geben, dann setzen sie auf die falsche Karte.

Oh du schnöde Welt! Nicht einmal bei den Mistkäfern gibt es noch ehrliche Leute.

Ich ärgere mich noch ein bißchen, um meine grauen Zellen abzulenken, die mir mit leisem Stimmchen dauernd „Melonenscheibe“ ins Ohr flüstern, und stehe auf.

Ercole kommt, um mir zu sagen, daß Greg bei ihm schlafen möchte, denn hier gibt es eine Katze, die einen Mordsradau macht, und Fernanda findet keinen Schlaf. So ist er noch kurz ins Büro gegangen, um sich ein paar Sachen zu holen.

„Sag bloß, er wollte seinen Schlafanzug holen“, sage ich.

Er fängt an zu lachen.

„Von wegen Schlafanzug“, sagt er, „er wollte sich Ohrenstöpsel holen. Offenbar hat dein Partner einen ganzen Vorrat im Büro. Er braucht sie, wenn du schnarchst und er dann nicht schlafen kann.“

„Schön“, sage ich, „sag ihm, er kann sich zum Teufel scheren.“

Ich zahle und gehe, aber ich habe keine zwei Schritte vor die Türe gemacht, da kommt Greg im Schweinsgalopp und packt mich beim Hosenaufschlag.

Ich bleibe stehen und schaue ihn an.

Er macht mir ein Zeichen in Richtung von seinem Schwanz und bellt mich ein paarmal an.

Ich habe den Eindruck, daß in meinem Büro irgendwas nicht in Ordnung ist. Ich frage ihn, und er gibt mir zu verstehen, daß ich richtig liege.

So steige ich in meinen Blimbust und lege den ersten Gang ein, während Greg auf dem Bürgersteig bleibt und mit dem Schwanz wedelt, um sich zu verabschieden.

Kaum habe ich die Türe geöffnet und das Licht angemacht, sehe ich auch sofort, was nicht stimmt.

Teufel, Teufel! Da muß der Hurrikan Katharina gewütet haben.

Die Polster aufgeschlitzt, die Stühle umgeworfen, der Teppich an die Wand geworfen, alle Schreibtischschubladen geöffnet, Papier auf dem ganzen Fußboden verteilt.

Mit einem Tritt stelle ich einen Stuhl wieder richtig hin, hebe ein paar Sachen auf und versuche, wieder Ordnung zu machen während ich mich frage, wer zum Teufel auf so eine Idee gekommen ist.

Und ich frage mich auch, was sie eigentlich in meinem Büro gesucht haben.

Die Bourbonflaschen sind noch alle ganz, die Rechnungen sind alle da, und als ich schließlich das Telefon wieder ordentlich hinstelle komme ich zu dem Schluß, daß aber auch gar nichts fehlt.

Ich setze mich und zünde eine Zigarette an, aber es ist nutzlos, mein Hirn noch weiter zu strapazieren: Ich habe derzeit keinen Fall, ausgenommen die bescheuerte Geschichte von heute morgen.

Aber es gibt keine Verbindung.

Oder doch?

Ich streife die Zigarettenasche ab, und halte inne, den Zeigefinger erhoben und die Zigarette zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger.

Etwas haben sie doch mitgenommen, Leute.

Es ist noch etwas Asche im Aschenbecher, aber nicht das, was sonst noch da sein sollte.

Zwei Zigarettentummel Marke Hurcavé. Die, die Melonenscheibe und ich dort ausgedrückt haben. Einer müßte sogar noch Spuren von rotem Lippenstift tragen, wenn ich mich nicht irre.

Gut. Sie sind also hier hereingekommen, haben alles durcheinandergeworfen und dann zwei Zigarettentummel mitgenommen.

Ich konzentriere mich einen Augenblick auf meine Zigarettenasche.

Was wollen sie mit zwei Zigarettentummeln? Und was haben sie sonst noch gesucht?

Nehmen wir mal für den Augenblick an, daß Melonenscheibe die Brünette in ihrer Wohnung erschossen hat.

Dann läuft sie zu mir, wobei ihr vermutlich selbst nicht klar ist, warum, und vergißt ihr Schießetui auf meinem Schreibtisch.

Ich werfe sie raus, und irgendwann wird ihr klar, daß ihr Zigarettenetui nicht mehr in ihrer Tasche ist. Sie denkt, sie habe es bei der Leiche gelassen und fährt zurück nach Hause. Neben der Leiche ist es nicht, und als es klingelt, bekommt sie es mit der Angst zu tun und wird ohnmächtig.

Sie kommt zu sich, bevor die Polizei kommt und erinnert sich plötzlich, daß sie das Etui auf meinem Schreibtisch vergessen hat.

Sie kommt in mein Büro, schmeißt alles durcheinander und findet nicht, was sie sucht. Aber im Aschenbecher sind zwei Zigarettentummel, die beweisen, daß sie heute hier war, und vielleicht möchte sie nicht, daß man das weiß. Es gibt nicht viele Leute in dieser Stadt, die Hurcavé rauchen.

Und sie läßt die Zigarettentummel in ihrer Tasche verschwinden, und geht.

Und wenn Ihnen diese Geschichte nicht gefällt, weiß ich auch nicht, was ich Ihnen erzählen soll, zum Teufel!

Etwas Besseres als diese Geschichte bringen meine grauen Zellen nicht zustande. Außerdem gefällt es mir nicht, daß sie umsonst arbeiten sollen und in einer Angelegenheit, die mich nichts angeht.

Von mir aus können sie mir alle Zigarettentummel stehlen, die sie wollen, und es würde mich nicht mal soviel kümmern wie eine abgestempelte Briefmarke. In Ordnung?

Zum Henker mit Melonenscheibe, Zigarettenetuis, die schießen, Zigarettentummeln und was sonst.

Mit einem Tritt mache ich die Lampe aus, gehe und schließe die Türe.

Ich gähne zweimal auf der Treppe nach unten, dreimal in meinem Blimbust, bevor ich zu Hause bin, dreimal im Aufzug und einmal, während ich die Wohnungstüre aufsperrt.

Ich gehe rein, mache das Licht an, gähne erneut und bleibe dann erst einmal dreißig Sekunden mit offenem Mund stehen.

Mitten im Flur steht ein großes Paket mit Stiefeln und Uniform.

Genau vor dem Sofa steht ein anderes Paket, diesmal in Zivil.

Vom Geruch her erkennt man sofort, worum es sich handelt, aber trotzdem brauche ich noch wenigstens sechzig Sekunden, um meine eingefrorenen Muskeln wieder in Bewegung zu setzen.

Ich möchte Sie an meiner Stelle sehen.

Das Paket in Zivil ist der Leutnant Tram von der Mordkommission.

Das Paket in Uniform ist sein mißratener Schatten, der Sergeant Kautschuk.

Ich frage mich, was die beiden in meiner Wohnung machen, noch dazu in so einer Verpackung.

Ich gehe, um mir den Leutnant Tram etwas näher anzuschauen.

Hände und Füße sind mit einem eingerollten Bettlaken zusammengebunden.

Mit einem Bettlaken von meinem Bett, verdammte Entengrütze!

Ein anderes Bettlaken hält Hände und Füße des Sergeanten Kautschuk zusammen.

Sie müssen beide eine gute Portion Schlafmittel abbekommen haben, denn sie benehmen sich wie zwei Murmeltiere im Winterschlaf, und mir gefällt es überhaupt nicht, daß die Mordkommission auf meinen Bettlaken schläft.

Dann sehe ich, um was für eine Art von Schlaf es sich handelt: Ich sehe eine Beule so groß wie einen Tennisball, die hinter dem rechten Ohr des Leutnants hervorschaut.

Es müßte sich dann auch noch ein anderer Tennisball irgendwo auf dem Schädel des Sergeanten Kautschuk befinden, aber ich mache mir nicht die Mühe, ihn zu suchen.

Ich lasse mir ein Glas Bourbon in den Magen rinnen, dann nehme ich den Leutnant Tram und befördere ihn auf das Sofa.

Er macht keinen Muckser, und so spritze ich ihm einen Haufen Wasser ins Gesicht.

Er prustet und schnaubt das Wasser aus der Nase, klappt ein paarmal mit den Wimpern, öffnet erst ein Auge und dann das zweite.

Es muß ihn eine gehörige Anstrengung kosten, mein Gesicht zu erkennen, aber dann sehe ich, daß es ihm gelingt, denn seine Halsadern schwellen an und er scheint sich aufzublasen wie ein Autoreifen.

„Zeit, aufzuwachen“, sage ich, „ich hätte gerne das Bettlaken wieder, um schlafen zu gehen.“

Er möchte irgendetwas sagen, aber dann bewegt er den Kopf, und es kommt nur häßliches Gebrabbel aus seinem Mund. Er muß die Zähne zusammenbeißen, um nicht wieder einzuschlafen.

„Es braucht noch ein wenig, damit das Schlafmittel seine Wirkung verliert“, sage ich. „Besser, ich kühle dir den Tennisball, der hinter deinem Ohr ist.“

Ich hole einen Eiswürfel aus dem Kühlschrank und befestige ihn mit etwas Pflaster hinter seinem Ohr.

Ich sehe, wie er unter großen Schwierigkeiten ein paar Worte hervorkaut, und ich muß mich sehr anstrengen um zu verstehen, was er sagt.

„Du bist verhaftet“, sagt er, „wegen Gewalt gegen Staatsbeamte und wegen Mordversuches.“

„Du bist noch gar nicht im Stande, solche Witze zu machen“, sage ich ihm, „aber wenn du mich wirklich zum Lachen bringen möchtest, dann tue ich das gerne dir zuliebe.“

Ich bringe ein halbes Grinsen fertig, damit er zufrieden ist.

Ich sehe, daß er sich anstrengt, um seinen Kopf hochzuheben, und es gelingt ihm auch, etwas deutlicher zu sprechen.

„Du hast auf mich im Dunkeln hinter der Türe gewartet“, sagt er, „und kaum bin ich hereingekommen, hast du mir etwas auf den Schädel gegeben. Für dieses neckische Scherzchen wirst du bezahlen.“

„Hoffmanns Erzählungen“, sage ich, „ich bin gerade erst hereingekommen, und du hast auf meinem Teppich geschlafen.“

„Das mußt du schon beweisen, daß du es nicht warst“, sagt Tram, „dies hier ist deine Wohnung. Und worauf wartest du eigentlich, um mir Hände und Füße loszubinden?“

„Hör mal zu, Leutnant“, sage ich, „es mag zwar sein, daß wir zwei kein Liebespärchen sind, aber es stimmt auch, daß ich in all den Jahren, die wir uns kennen, nicht einmal auch nur versucht habe, dir ein Stäubchen von der Jacke zu schnipsen.“

„Es muß immer ein erstes Mal geben“, entgegnet er, „und du bist zu allem fähig, wenn du keinen Ausweg mehr siehst.“

Ich falle aus allen Wolken.

„Ausweg?“, frage ich. „könntest du mir vielleicht sagen, was das heißen soll und was du in meiner Wohnung machst?“

Er möchte grinsen, kann aber nur das Gesicht vor Schmerzen verziehen.

„Wenn du mich hinter der Türe erwartet hast“, sagt er, „dann heißt das, du wußtest, daß ich kommen würde und was ich von dir wollte.“

Ich spüre die Wut in meinem rechten Arm hochkriechen, aber es gelingt mir, ihn beim Handgelenk zu packen, bevor er zu einem Schlag ausholt, dahin, wo der Tennisball sitzt.

„Ich habe dir bereits gesagt, daß ich dich nicht hinter der Türe erwartet habe“, schreie ich ihm ins Ohr, „wie soll ich dir das in den Kopf bringen?“

Er zieht eine Grimasse, als hätten sie ihm das Gehirn herausgenommen, beruhigt sich aber wieder, als ich einen Schritt zurückgehe.

„Schön, und wenn es nicht du warst, wer war es dann?“, fragt er.

„Das hättest du ja den fragen können, der's war, statt dir den Schädel zerdreschen zu lassen“, sage ich.

Ich hole eine Flasche Bourbon und ein zweites Glas.

„Ein bißchen Bourbon dürfte dich wieder herstellen“, sage ich, „nimm es als Geste und zeig dich erkenntlich, statt zu schmollen.“

Er bewegt ein wenig Arme und Beine und versucht, aufzustehen, aber ich sehe, daß er es nicht schafft.

Das Bettlaken ist völlig zerknittert. Ich werde es waschen und bügeln müssen, bevor ich das Bett wieder damit beziehe. So nehme ich zwei saubere Laken und werfe das zerknitterte in die Ecke. Ich fülle das Glas und reiche es Tram.

Er trinkt ein paar Schlucke und stellt dann das Glas hin.

„Wo ist Kautschuk?“, fragt er.

„Dort in der Ecke und schläft“, sage ich. „Es ist wohl besser, ihn im Augenblick nicht zu stören. Du läßt ihn zu hart arbeiten und er hat dringend ein wenig Ruhe nötig.“

Er schiebt sich den Eiswürfel auf seinem Tennisball zurecht.

„Wer also war hinter der Türe?“, fragt er.

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung“, sage ich.

„Ich bin für den Augenblick einmal bereit, davon auszugehen, daß er dich erwartet hat und nicht mich“, sagt Tram, „immerhin war es dunkel, und er konnte nicht wissen, daß er den Falschen erwischt hat. Aber wenn's so ist, dann müßtest du wissen, wer dich erwartet hat, und warum.“

„Ich sage dir nochmal, daß ich nicht die leiseste Idee habe“

„Dann muß ich dich wohl in die Zentrale mitnehmen, um dein Gedächtnis etwas aufzufrischen“, meint er, „vielleicht setzt dir der Bourbon zu sehr zu.“

Ich sehe, wie er tief Luft holt und aufsteht. Diesmal kann er sich auf den Beinen halten. Immerhin gibt es hier keine Zugluft.

„Du hast dich da ganz schön in die Nesseln gesetzt“, sagt Tram, „und ich muß dich verhaften, weil du ein wichtiger Zeuge bist. Jedenfalls vorläufig. Dann schauen wir, wie du beweisen kannst, daß nicht du es warst, der geschossen hat.“

„Auf was soll ich denn geschossen haben?“, frage ich.

„Hör schon auf, aus allen Wolken zu fallen“, sagt Tram, „du wirst dabei nur böß aufschlagen. Diesmal warst du eben nicht schlau genug, und du tätest besser daran, mit beiden Beinen auf dem Boden zu bleiben. Gib mir eine Zigarette.“

Ich nehme eine Packung und gebe ihm eine Zigarette.

Er schaut sie an und steckt sie sich ins Gesicht.

„Mir wäre eine Hurcavé lieber“, sagt er. „Ich dachte, du hättest die Marke gewechselt.“

Sobald ich ihn von Hurcavé reden höre, fühlt sich mein Hals an, als hätte ich eine Mispel verschluckt.

Ich schicke sie mit einem Schluck Bourbon hinunter und kaum habe ich den Hals wieder frei, bitte ich ihn, weiterzureden.

„Heute Morgen hast du in Gesellschaft eines hübschen Mädels eine Hurcavé geraucht“, sagt er. „Ich habe die beiden Zigarettenstummel auf deinem Schreibtisch gefunden, und einer davon hatte Spuren von Lippenstift.“

Er holt einen kleinen Umschlag heraus und nimmt daraus die zwei Zigarettenstummel.

Die Mispel steckt mir wieder im Hals, und ich muß sie mit einem weiteren Schluck wieder zurückschicken.

„Und?“, frage ich.

„Und jetzt wird die Geschichte ganz klar“, sagt Tram und legt die beiden Zigarettenstummel wieder in den Umschlag zurück, „so klar, daß man sie von Anfang bis Ende erzählen kann, ohne auch nur ein Komma falsch zu setzen.“

„Laß hören“, sage ich.

„Dürfte ich eigentlich nicht“, sagt Tram, „aber angesichts unserer langen Freundschaft mache ich für diesmal eine Ausnahme. Heute morgen also kommt das Fräulein Belga Brillovitz zu dir und betraut dich mit einer Aufgabe. Sie braucht nämlich jemanden, der ihr zu Hand geht, um eine gewisse Alchimia Remoto aus dem Weg zu räumen, die ihr auf die Nerven geht. Ich weiß zwar noch nicht, warum sie ihr auf die Nerven geht, aber ich werde es schon noch herausfinden. Sie bietet dir einen Armvoll Geld dafür, und du hast keine Schwierigkeiten damit, zu akzeptieren. Sie zeigt dir ein neckisches kleines Spielzeug, das sehr interessant ist. Es handelt sich um ein Zigarettenetui aus Gold mit eingelegeten Brillanten und enthält außer einigen parfümierten Hurcavé Zigaretten auch ein paar Bonbons aus Blei. Dir kommt eine Idee, und mit ihr zusammen heckst du einen Plan aus. Mit einem Anruf lockt sie das Mädchen in ihre Wohnung, du kommst dazu und schießt mit dem Zigarettenetui deiner Mandantin. Dann wischst du deine Fingerabdrücke von dem Etui ab und legst es in die Nähe der Leiche. Aber daß du die Tatwaffe dort läßt, stand wohl nicht auf dem Programm. Da hast du ein doppeltes Spiel gemacht, und deine Mandantin heuert ein paar Schergen an, die dich hinter deiner Türe erwarten, um dich zum Schweigen zu bringen.“

Ich fange an zu lachen.

„Genial“, sage ich, „darf ich wissen, wie du darauf kommst, daß ich geschossen habe, wo ich doch meine Fingerabdrücke von dem Etui alle abgewischt habe?“

„Tja“, sagt Tram, „diesmal warst du einfach nicht schlau genug. Von außen hast du das Etui abgewischt, aber innen waren deine Fingerabdrücke so sauber, als wären sie eingraviert. Und du weißt ja, daß wir deine Fingerabdrücke eingerahmt in der Zentrale an der Wand hängen haben.“

Ich gäbe mir am liebsten einen Tritt ins Gesicht, wenn ich mit meinem Fuß dorthin käme, aber so versuche ich es gar nicht erst.

Tram schlägt mir auf die Schulter.

„Nimm's nicht so schwer“, sagt er, „auch der Schlaueste übersieht mal eine Kleinigkeit.“

Ich atme tief durch und trinke mein Glas aus.

„Du weißt genau, daß die Geschichte weder Hand noch Fuß hat“, sage ich, „das Mädel ist gekommen, um mich mit einer Sache zu beauftragen, die ich aber nicht angenommen habe. Dabei hat sie ihr Zigarettenetui vergessen, und ich habe es ihr zurückgebracht und dabei die Leiche von dieser anderen gefunden. Die Waffe habe ich dort gelassen und dann die Polizei angerufen. Das ist alles.“

„Na schön“, sagt Tram, „komm in die Zentrale und überzeug mich. Und gib mir noch ein Stückchen Eis. Das hier ist schon geschmolzen.“

Ich gehe zum Eisschrank und bringe ihm einen neuen Eiskwürfel.

Er legt ihn auf seinen Tennisball und macht dann unter großen Schwierigkeiten ein paar Schritte in Richtung von dem Bündel auf der anderen Seite des Zimmers.

„Vergiß es“, sage ich ihm, „ich werde ihn schon auswickeln.“

Kautschuk schläft immer noch. Ich mache die Knoten auf und werfe das Bettlaken zu dem anderen. Dann nehme ich Kautschuk beim Gürtel und trage ihn hinaus, als sei er ein Koffer voll schmutziger Wäsche.

Wir fahren mit dem Aufzug hinunter und gehen zu dem Polizeiauto, aber Tram muß sich an der Mauer entlanghangeln, um auf den Beinen zu bleiben.

Ich muß lachen, wenn ich denke, daß der Tennisball für mich bestimmt war. Im Grunde muß ich Tram dafür dankbar sein, daß er für mich seinen Kopf hingehalten hat.

Kautschuk wacht nicht einmal auf, als ich ihn auf den Rücksitz werfe.

„Fahr du“, sagt Tram, „ich schaff’s nicht. Den Weg kennst du ja.“

Ich helfe ihm, einzusteigen und setze mich ans Steuer.

Ich lasse den Motor an, lege den Gang ein, und wir fahren los.

„Fahr langsam“, sagt Tram. "Wir haben keine Eile, und mir fällt der Kopf fast von den Schultern.“

Ich fahre langsamer.

Während ich fahre, versuchen meine grauen Zellen sich zu tummeln, aber bringen nichts Nennenswertes zustande.

Ich war ein großer Idiot, na gut, aber ich habe nicht die geringste Lust, mich von der ersten dahergelaufenen Idiotin einwickeln zu lassen.

Ich werde es der Melonenscheibe schon austreiben, ihre Freundin umzulegen, bei mir aufzuschlagen und dann die Pistole auf meinem Schreibtisch zu vergessen.

Mich würde wirklich interessieren, wo sie sich hinverkrochen hat, diese Idiotin im Bisonpelz.

„Du solltest das Fräulein Belga Brillowitz verhören“, sage ich.

„Schon“, sagt Tram, „wir suchen sie auch, haben sie aber noch nicht gefunden. Hast du keine Idee, wo sie sein könnte?“

„Hab ich nicht“, sage ich.

Ich werde ein bißchen schneller, ohne es zu merken, und höre, wie Tram etwas knurrt und sich am Griff festhält. Also werde ich wieder etwas langsamer.

„Entschuldige“, sage ich, „ich bin solche Geschwindigkeiten nicht gewohnt. Vielleicht könntest du den Etikettenkönig Brillowitz fragen, wo sie ist, den Aufkleberhersteller. Ist das nicht ihr Vater?“

„Schon geschehen“, sagt Tram, „er weiß gar nichts. „Und wenn du weitere Fragen hast, warte, bis wir wieder auf festem Boden stehen.“

Sobald wir wieder auf festem Boden stehen, habe ich gar keine Fragen mehr. Denn ich habe nicht die geringste Absicht, in die Zentrale zu kommen.

Ich schaue herum. Die Straßen sind zu dieser Stunde verlassen.

Ab und zu ein Fußgänger, oder ein Auto, das eilig vorbeifährt.

Etwa hundert Meter weiter sehe ich ein Auto, das mit aufgeblendeten Lichtern links am Fahrbahnrand steht. Ich höre, wie eine Garagentür geöffnet wird.

Ein Bürger, der sein Auto in die Garage fährt.

Ich sehe, wie er zu seinem Auto zurückgeht, und mir kommt eine Idee.

Ich schalte das Blaulicht und die roten Warnblinker ein und drücke das Gaspedal ganz durch.

Tram hat nicht einmal Zeit, zu begreifen, was ich vorhabe, da bin ich schon bei der Garage. Die Reifen quietschen, als ich um die Kurve fahre.

Ich fahre mit Höchstgeschwindigkeit in die Garage und trete mit dem Fuß auf das Bremspedal.

Das Auto kommt an der inneren Garagenmauer zum Stehen, Tram schlägt mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe und von dem Schlag schläft er ein.

Ich lösche die Lichter, stelle den Motor ab und laufe nach draußen.

Der Eigentümer der Garage steht neben dem seiner offenen Autotüre und es scheint, als hätten sie ihn einbalsamiert.

„Salve“, sage ich, „Polizeidienst. Wir bringen uns gerade in Stellung. Verkrümel dich, oder geh ins Haus.“

Ich nehme ihn beim Arm und schiebe ihn in die Garage. Dann schläfer ich ihn mit einem Schlag gegen die Windschutzscheibe ein und lasse ihn Kautschuk Gesellschaft leisten.

Ich gehe raus und schließe das Garagentor.

Ich sehe, daß der Schlüssel steckt. Ich schließe ab und stecke den Schlüssel in die Tasche.

Ich steige in das Auto. Der Motor läuft noch, ich lege den Gang ein und rase mit Höchstgeschwindigkeit in meine Bar, die die ganze Nacht geöffnet hält. Die „Fledermaus“.

3. Kapitel

Da muß man in der Weltgeschichte herumfahren und Fragen stellen – Manchmal findet man auf dem Kopf etwas, das da nicht hingehört – Wie man die Bekanntschaft von einem Rinderviertel macht

Er schenkt mir sofort einen B.B. ein, einen doppelten Bourbon, wie Sie wissen, und während er mir noch einschenkt, kommt mein Partner an, die Augen voll Schlaf.

„Wach auf“, sage ich, „wir haben zu tun. Krempel dir Ärmel auf und komm.“

Hinter ihm erscheint Fernanda. Sie gähnt und klemmt ihren Schwanz zwischen die Beine.

Greg schüttelt sich den Schlaf ab und ist bereits auf der Straße, als ich mein leeres Glas zurück auf den Tisch stelle.

Er ist tüchtig, mein Partner. Sobald er hört, daß es Arbeit gibt, ist er sofort dabei und läßt sich auch von Fernanda nicht abhalten.

Deshalb hätte Fernanda es gerne, daß Greg seinen Beruf wechselt und ein Wachhund wird, zum Beispiel in einer Blitzableiterfabrik. Ich grinse mir eins, aber leider bin ich nicht dabei um zu hören, was Greg dazu sagt.

Ich setze mich ans Steuer, lege den Gang ein und bin schon unterwegs.

Ich muß Melonenscheibe finden, Leute, und zwar bevor Tram aus seiner Garage herausfindet, und dann muß ich sie dazu bringen, die ganze Wahrheit auszuspuken.

Nicht ausgeschlossen, daß sie sich in die Arme ihres lieben Papas geworfen hat, und wenn der liebe Papa der Polizei nichts gesagt hat, dann heißt das, daß die Polizei nicht in der Lage ist, seine Zungenmuskulatur richtig in Bewegung zu setzen.

Aber ich weiß, wie das geht.

Ich krame aus meinem Gedächtnis die Privatadresse des Etikettenkönigs Aerostato Brillowitz heraus und schlage das Lenkrad so ein, daß ich dort ankomme.

Währenddessen erzähle ich meinem Partner die ganze Geschichte und höre, wie er lacht, als ich ihm erzähle, wie ich in die Garage gefahren bin und sich Tram den Kopf an der Windschutzscheibe angeschlagen hat.

Es ist genau zwei Uhr nachts, als wir auf dem Bürgersteig vor der Villa des Etikettenkönigs ankommen. Und es ist genau zwei Uhr und vier Sekunden, als ich mit meinem Zeigefinger auf die Klingel drücke. Und ich lasse ihn auch dann noch dort, als zwei Minuten später in dem Pförtnerhäuschen neben der Klingel ein Licht angeht.

Ich nehme meinen Finger erst weg, als ich sehe, daß sich eine Türe öffnet und eine Type die Nase aus der Türe steckt, während er noch dabei ist, mit einem Bein in die Hose zu schlüpfen.

„Du brauchst dir nicht die Hose anzuziehen, um die Türe aufzumachen“, sage ich, „und mach schon, denn es gibt keine Zeit zu verlieren“.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“, fragt er, während er seine Knöpfe zuknöpft.

„Vergiß es“, sage ich, „ich will nur, daß du mir die Türe aufmachst“.

„Es ist zwei Uhr nachts“, sagt er.

„Weiß ich“, sage ich, „und ich bin nicht hierhergekommen, um dich zu fragen, wie spät es ist.“

„Wenn Sie nicht verschwinden, rufe ich die Polizei“, sagt er.

Ich greife mit einem Arm durch die Gitterstäbe und schaffe es, ihn bei seinem Schlafanzug zu packen.

Ich halte ihn fest, während ich mit Greg spreche.

„Spring“, sage ich.

Greg nimmt Anlauf, springt auf meine Schultern und mit einem Satz ist er über das Gartentor.

„Geh rein“, sage ich, „irgendwo hinter der Türe muß ein Knopf sein. Drück ihn mit der Nase, oder wie es dir am besten kommt. Das ist der Knopf, der die Türe aufmacht.“

Ich habe noch nicht ausgeredet, da ist Greg schon verschwunden, und kaum ist er verschwunden, da höre ich schon das Schloß klicken, und die Türe öffnet sich. Ich gehe hinein.

Den Pförtner nehme ich unter den Arm und bringe ihn zu seinem Bett. Mit Nadel und Faden nähe ich ihn an der Matratze an und gehe dann weiter zum Hauptteil der Villa.

Besser, ich komme hier gleich zur Sache, ohne irgendwelche Leute, mit denen ich nur meine Zeit verträdele. Deshalb klinge ich nicht nochmals, sondern drücke die Türe mit dem Knie ein und gelange in ein großes Empfangszimmer.

Ich finde den Lichtschalter und mache das Licht an.

Gleich in der Verlängerung ist ein Wohnzimmer mit einem Treppenhaus. Ich nehme jeweils vier Stufen auf einmal, und Greg folgt mir auf dem Fuß. Das Schlafzimmer, das mich interessiert, finde ich hinter der vierten Türe im Flur, und kaum mache ich das Licht an, sehe ich eine Type auf dem Bett, die aussieht wie eine Sprudelflasche. Eine von denen, die man in der Werbung sieht.

Der Typ trägt ein flaschengrünes Nachthemd, das ihm bis zu den Füßen reicht, mit einem Aufkleber, der ihm über den gesamten Bauch geht. Ein Aufkleber mit braunen Rändern auf weißem Grund, und in der Mitte ein Schriftzug in Fraktur, der mich sehr an eine Mineralwassermarke erinnert.

Aber es ist keine Mineralwassermarke, Leute.

Es sind Vor- und Zuname von dem Herrn, der in dem Nachthemd steckt.

Aerostato Brillowitz.

Darunter steht in kleinerer Schrift noch irgendwas anderes, aber ich bin nicht hier, um das zu lesen.

Ich glaube, es handelt sich um seinen Geburtstag, Blutdruck, Puls und noch andere Angaben zu diesem Herrn.

Greg springt sofort auf das Bett und schnüffelt am Hals von dieser Flasche.

Der Supercavaliere Aerostato klappt mit den Wimpern, atmet ein halbes Dutzend Mal ein und aus, versucht, meinen Partner von seinem Rücken zu schütteln und springt dann auf, um sich auf das Bett zu setzen.

„Heiliger Strohsack!“, sagt er, „was ist denn los?“

„Wir müssen uns ein bißchen unterhalten, das ist los“, sage ich.

„Unterhalten?“ sagt er, „um die Uhrzeit?“

Er schaut auf die Uhr, die auf dem Nachttisch neben dem Bett steht und wird ganz rot im Gesicht.

„Hören Sie mal!“, sagt er, „wer hat Sie überhaupt hier hereingelassen? Wo ist Bisanzio? Wer sind Sie?“

„Nur die Ruhe“, sage ich, „und stellen Sie nicht zu viele Fragen auf einmal. Ich bin alleine hier hereingekommen, und einen Bisanzio kenne ich nicht. Ich bin Privatdetektiv und heiße Chico Pipa, und das hier ist mein Partner Gregorio Scarta. Ihre Tochter Belga hat uns aufgesucht und hat versucht, uns einen Auftrag zu geben, aber das ist ihr nicht gelungen. Und wenn Sie dann wach genug sind, würde ich Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.“

Er stellt die Füße vom Bett runter und steht auf.

Wenn er aufsteht, sieht er noch mehr aus wie eine Flasche. Eine Flasche mit kurzem Hals.

Er hat hängende Schultern, und das Nachthemd geht ihm bis auf den Boden.

Auf dem Kopf hat er eine Wollmütze mit weißen und grünen Streifen.

Er zischt mir ein „Hören Sie mal....!“ zwei Finger vor meiner Nase zu, aber dann beißt er sich auf die Zunge und schweigt.

Ich habe den Eindruck, daß der Korken, den er auf dem Kopf hat, dabei ist, an die Decke zu fliegen, so groß muß der Druck in der Flasche sein.

Ich tippe ihm mit dem Zeigefinger auf das Etikett.

„Nur mit der Ruhe“, sage ich, „inzwischen sind Sie ja wach, und ich brauche bloß zwei oder drei Antworten. Danach können Sie in Ihrem Bett weiter von Etiketten träumen.“

Er wischt sich mit der Hand über das Gesicht, dann dreht er mir den Rücken zu und zieht seine Pantoffeln an.

Ich sehe, daß er sich beruhigt, aber er muß seinen Kopf noch unter einen Hahn mit kaltem Wasser halten. Also geht er ins Bad, und ich höre das Wasser rauschen.

Ich öffne die Türe und gebe Greg ein Zeichen.

Ich brauche ihm nicht zu sagen, was er machen soll. Er versteht sofort, wenn er seine Nase in alle Ecken stecken soll, und so geht er mit erhobenem Schwanz und vorgereckter Nase.

Ich klopfe an die Türe des Badezimmers.

„Machen Sie schnell“, sage ich, „ich muß Ihnen nur einige Fragen stellen, danach verschwinde ich.“

Die Badezimmertür öffnet sich, Etikett kommt heraus und zieht sich eine Hausjacke an, Farbe Karamellminze.

„Ich zeige Sie wegen Hausfriedensbruchs an!“, sagt er.

„In Ordnung“, sage ich, „inzwischen sagen Sie mir, wo Ihre Tochter Belga ist.“

Er schaut mir genau ins Gesicht, dann spannt er die Lippen und holt tief Luft.

„Ich habe diese Frage schon zwanzigmal beantwortet“, sagt er, „Belga sagt mir nie, wohin sie geht.“

„Kann ja sein, daß sie diesmal eine Ausnahme gemacht hat“, sage ich.

„Kann sein, hat sie aber nicht“, sagt er.

„Heute ist Ihre Tochter zu mir gekommen, um mich zu beauftragen“, sage ich, „ich hab sie beim Kragen genommen und rausgeworfen.“

„Das ist eine Sache, die Belga angeht, nicht mich“, sagt er.

„Ich sollte untersuchen, warum ihr Verlobter ihr im letzten Moment gesagt hat, daß er nichts mehr von ihr wissen will. Er sollte sie in ein paar Tagen heiraten, wenn ich mich nicht irre.“

Ich sehe, wie er die Augen schließt und seufzt.

„Schon“, sagt er, dann dreht er mir den Rücken zu, geht an einen Schrank, der in einem kleinen Salon am Ende des Zimmers steht.

„Nachdem Sie es schon geschafft haben, mich aus dem Bett zu werfen“, sagt er, „ist mir der Mund trocken geworden. Trinken Sie etwas?“

„Bourbon“, sage ich.

Er schüttelt den Kopf, während er den Schrank öffnet, eine Flasche und paar Gläser herausholt.

Er zeigt mir das Etikett auf der Flasche.

„Warum trinken Sie keinen Gin?“, fragt er, „Fantastisch, schauen Sie nur! Das Meisterwerk meiner Firma.“

Er zeigt mir das Etikett auf der Flasche.

„Wunderschön“, sage ich, „aber Gin schmeckt mir nicht. Ich ziehe Bourbon vor.“

„Auch der Bourbon hat ein schönes Etikett“, sagt er, „aber kein Vergleich mit dem Gin. Vielleicht ist Ihnen die Zartheit der Farben bei der Marke aufgefallen?“

„Ist mir“, sage ich, „aber mich interessiert der Inhalt der Flasche mehr als das Etikett.“

„Wie Sie wollen“, sagt er. Er hebt die Schultern und zieht eine Flasche Bourbon hervor, füllt mir das Glas, und gießt zwei Finger Gin in seins.

„Ihre Tochter“, sage ich, „war dabei, einen Ihrer Angestellten zu heiraten.“

„Was Belga macht, geht mich nichts mehr an“, sagt er. „Ihre Mutter hat ihr einige Lastwagen voll Geld und nicht ein Gramm Grips hinterlassen. Junger Mann, Sie haben mich vergeblich aus dem Bett geworfen.“

Ich genehmige mir einen guten Schluck Bourbon und stelle dann das Glas hin.

„Es scheint so, als hätte Ihre Tochter einer gewissen Alchimia Remoto ein Loch in die Brust gemacht, gerade da, wo das Herz ist“, sage ich, „und zwar mit einem Revolver, der wie ein Zigarettenetui aussieht. Interessiert Sie das auch nicht?“

„Ich habe schon der Polizei gesagt, daß ich nicht für die Löcher zuständig bin, die meine Tochter macht. Und sagen Sie mir jetzt nicht, daß ich ein Rabenvater wäre: Sie war schon zwei Jahre alt, als ich sie adoptiert und ihre Mutter geheiratet habe.“

„Sie trägt Ihren Namen“, sage ich.

„Sie trägt ihn schlecht, und ich kann ihn ihr nicht wegnehmen, nicht einmal, wenn ich mit Schmirgelpapier darüberginge“, sagt er.

Er stellt die Flaschen zurück auf einen Barwagen, dann streicht er sich seine karamellminzfarbige Hausjacke zurecht, und nestelt an einem halben Meter Knöpfe meiner Jacke.

„Und jetzt“, sagt Etikett, „habe ich nichts mehr zu sagen.“

„Könnte es sein“, sage ich, „daß diese Alchimia den Verlobten Ihrer, nennen wir sie ruhig Tochter, umschwänzelt hat, und daß Ihre Tochter deshalb beschlossen hat, sie in Streifen zu schneiden? Mich würde interessieren, was Sie über den Doktor Contortus denken.

Die Ohren von Etikett werden knallrot und der Korken aus weißen und grünen Streifen, den er auf dem Kopf hat macht Anstalten hochzugehen, aber Etikett hält ihn mit den Händen fest und drückt ihn sich auf die Stirn.

Dann legt er mir den Finger auf die Krawatte.

„Der Doktor Contortus ist mein bester Mitarbeiter“, sagt er, „und darf aus keinem Grund von seiner Arbeit abgelenkt werden. Sollte es Ihnen einfallen, meine Mitarbeiter in Schwierigkeiten zu bringen, dann kommen Sie unter die Dampfwalze, klar?“

Er dreht mir den Rücken zu, zieht seine karamellminzfarbene Hausjacke aus und legt sich aufs Bett, diesmal unter die Decke.

„Und machen Sie das Licht aus.“

Ich würde zuviel Zeit verlieren, wenn ihm noch mehr entlocken wollte, aber eine ganz vage Idee nimmt in einem Teil meiner grauen Zellen Form an.

Also schlage ich die Bettdecke um, lösche das Licht und gehe.

Ich gehe die Treppen runter, überquere den Eingangsbereich und den Garten und mache dabei alle Lichter aus.

Dann gehe ich ins Pförtnerhaus und sehe, daß der Pförtner immernoch an der Matratze festgenäht ist. Gut. Ich gehe an die Telefonzentrale, suche in dem Telefonbuch herum und finde die Adresse des Doktor Vario Contortus.

Kaum bin ich damit fertig, mir die Adresse einzuprägen, als ich „klick“ höre. Ich setze den Kopfhörer auf und stöple das Kabel in zwei oder drei Buchsen, höre aber nichts. Irgendwer muß von einem Apparat telefonieren, der nicht über die Zentrale geht.

Ich gehe raus und sehe, daß im Zimmer von Etikett Licht brennt. Mich würde schon interessieren, mit wem der Supercavaliere zu dieser Zeit telefoniert, und ich hätte große Lust zurückzugehen, um mein Ohr an Türe zu legen, aber ich habe keine Zeit zu verlieren: Ich muß vorwärtskommen, solange Tram noch in der Garage sein Nickerchen hält.

Sobald er da nämlich rauskommt, fürchte ich, daß ich nicht mehr viel Platz haben werde, um mich zu bewegen.

Ich sehe nicht, daß Greg hier irgendwo um die Wege ist, aber ich beunruhige mich nicht. Er geht einer Arbeit nach und wird mir später Bericht erstatten.

Ich springe in meinen Blimbust und fahre los.

Es ist etwa drei Uhr, als ich vor dem Haus des Doktor Contortus anlange.

Ich öffne die Eingangstüre mit dem Autoschlüssel und werfe einen Blick auf die Briefkästen. Der Doktor Contortus wohnt im dritten Stock, und so nehme ich den Aufzug und fahre hoch.

Die Klingel ist neben der Türe. Ich drücke sie mit dem Finger und höre, wie es läutet.

Ich warte, aber es passiert nichts. Ich läute nochmals, dann stochere ich mit der Bleistiftspitze im Schloß herum und öffne die Türe.

Es ist alles dunkel, und so drehe ich den Lichtschalter.

Das Zimmer wird durch einen Blitz erhellt. Kaum kann ich erkennen, daß es sich um ein Wohnzimmer handelt, als alles schon wieder dunkel wird.

Ich mache das Licht wieder an, aber gleich darauf wird es wieder dunkel.

Teufel, Teufel!

Vielleicht funktioniert der Lichtschalter nicht.

Tastend durchquere ich das Zimmer und als ich glaube, an der gegenüberwiegenden Wand angekommen zu sein, spüre ich einen Schlag auf meinen Haaren und alle meinen grauen Zellen explodieren in meinem Hirn.

* * * * *

Als ich aufwache, kommt es mir nicht einmal so vor, als sei ich wach. Es ist alles dunkel, und ich spüre Wärme auf meinem Gesicht.

Ich atme alle Luft auf einmal aus und spüre, wie mein Atem sofort zurückkommt, etwa so, als läge eine Decke keine zwei Finger über meinem Gesicht.

Ich versuche, meinen Kopf zu bewegen, stoße aber mit meiner Stirn an etwas Hartes.

Ich denke nach, was das sein könnte, lasse es aber gleich wieder.

Da ist irgendwer bei meinen Füßen, der an meinen Knöcheln zieht, und dann muß noch ein anderer auf der anderen Seite sein, der an irgendeinem Ring zieht, den ich um den Hals habe,

so als wollten sie mir den Ring über den Kopf ziehen, aber er verklemmt sich an meinem Kinn.

Jetzt höre ich Stimmen.

„Nutzlos, das geht nicht“, sagt einer, „wenn ich weiter ziehe, reißt ihm der Kopf ab.“

„Wenn der Kopf in diese Vase reingekommen ist, muß er auch wieder rausgehen.“

„Ich nehme einen Hammer und zerschlag sie.“

„Spiel nicht den Blöden. Du hast doch gehört, was der Chef gesagt hat. Die Vase hat einen Eimer voll Geld gekostet. Wenn wir sie kaputtmachen, läßt er uns zahlen.“

„Für mich ist das Ding ein Schirmständer aus einem Ramschladen.“

„Ist chinesisch. Du verstehst davon nichts. Weißt du, was ich dir sage? Um den da rauszubringen, muß er erst aufwachen und seinen Kopf in der Vase bewegen.“

„Versuch's mal mit dem Siphon.“

Er läßt meine Knöchel los und ich höre, wie er sich entfernt.

Bei allen Schweinsteufeln! Dieser Idiot hat mir eine chinesische Vase über den Kopf gestülpt.

Deshalb also ist das Licht plötzlich wieder ausgegangen!

Da war einer im Haus, der das Licht auf der anderen Seite wieder ausgemacht hat, kaum daß ich es angemacht habe. Und sobald ich ihm in Reichweite gekommen war, hat er mich in diese Flasche gesteckt.

Er muß meinen Kopf mit der Vase gestreift habe, sonst wäre ich nicht weggenickt wie eine Schlafmütze.

Ich könnte aufspringen und die beiden an die Wand klatschen, aber ich möchte doch sehen, was noch weiter passiert.

Ich kann mit offenen Augen den Bewußtlosen spielen, solange ich mich nicht bewege.

Irgendjemand stellt mir einen Siphon auf den Bauch.

Ich schließe Mund und Augen und halte die Luft an, als ich einen Wasserstrahl ins Gesicht bekomme, der mir in die Nasenlöcher kriecht.

Ich unterdrücke ein paar Nieser, dann wird der Strahl schwächer und ich merke, daß der Siphon leer ist.

Ich denke mir, daß mich die beiden, die neben mir stehen genau anschauen, und ich mache nicht einen Finger krumm.

„Nichts“, sagt einer, „der da wird nicht mal bei einem Kanonenschuß wach. Nehmen wir ihn mit, mit Vase und allem. Der Chef hat ja nicht gesagt, daß wir die Vase hier lassen müssen.“

„Er hat auch nicht gesagt, daß wir die Vase wegbringen dürfen.“

„Aber er hat gesagt, wir sollen sie nicht kaputtmachen.“

„Wir können ja die Vase mit dem Kopf hierlassen und den Rest mitnehmen. Er hat ja nicht gesagt, daß wir dem da nicht den Kopf abschrauben dürfen.“

„Jedenfalls muß hier in fünf Minuten als piccobello sein, und da kann man so was nicht machen, sonst wird alles dreckig. Blöder Mistkerl!“

Mit „blöder Mistkerl“ meint er mich, denn während er das sagt, gibt er mir einen Fußtritt in die Seite, sodaß ich eine halbe Drehung mache und merke, wie die Vase vom Teppich auf den Steinboden rollt.

„Vorsicht auf die Vase!“, sagt der andere.

„Die kann mich mal, die Vase! Mach schon, Balengo, du nimmst seine Füße und ich nehme ihn bei den Schultern. Wir müssen ihn irgendwohin bringen, um uns an die Arbeit zu machen.“

„Das überlaß nur mir, Chichinger. Ich habe schon so viele Schweine in meinem Leben geviertelt, daß es auf eins mehr oder weniger nicht ankommt. Du bringst danach die Vase wieder an ihren Platz.“

Ich spiele weiter den Toten, während sie mich wegbringen und helfe ihnen gar nicht, auch wenn der bei meinen Schultern keine leichte Aufgabe hat mit der Vase, in der immernoch mein Kopf steckt.

Wir fahren mit dem Aufzug runter und als wir draußen sind merke ich, daß sie mich in ein Auto verfrachten und auf den Rücksitz legen, aber sie müssen mich bei den Beinen halten, damit ich auf dem Sitz bleibe.

Ich höre, wie die Türen knallen und das Auto anfährt.

Als das Auto fährt, benutze ich die Kurven, um mich etwas besser auf den Sitz zu legen, und obwohl mein Gesicht ganz naß ist, hebe ich eine Hand bis zur Nase und fühle zwischen den Fingern eine glatte und kalte Oberfläche, die sich nach oben verlängert.

Besser, ich bewege mich nicht zu viel, solange ich noch den Toten spiele.

Ich versuche, meine grauen Zellen einzuschalten, aber es gelingt mir nicht. Offenbar leiden sie an Platzangst. So lasse ich sie in Ruhe und beschränke mich darauf, meinen Kopf nach oben und unten zu bewegen, aber ohne daß irgendwas dabei rauskäme.

Wenn ich das Kinn gegen den Krawattenknoten drücke und den Mund aufmache, schaffe ich es vielleicht, meinen Kopf zu befreien, solange die Nasenspitze nicht im Weg ist.

Aber grad ist nicht die Zeit für Experimente.

Jetzt ist es das Beste, daß ich so bleibe wie ich bin, und irgendwann kann ich meinen Kopf gegen eine Wand knallen, damit der chinesische Regenschirmständer in Stücke bricht. Es ist nicht meiner und es interessiert mich einen feuchten Kehricht, was er kostet.

Das Auto wird langsamer, macht eine Kurve und fährt auf eine Rampe. Langsam fährt es weiter und hält dann an.

Ich höre, wie sich die Türen öffnen und sich die beiden mit gedämpften Stimmen unterhalten. Dann geht einer auf Zehenspitzen weg.

Er bleibt zwei Minuten weg und kommt dann wieder.

Sie ziehen mich raus.

„Langsam“, sagt einer.

Sie gehen auf Zehenspitzen, aber es gelingt mir, die Schritte zu zählen. Dreißig Schritt, dann drei Stufen runter und nochmals fünfzig Schritt.

Sie legen mich auf den Boden.

„Mach mal ein Kissen aus diesen Säcken hier“, sagt einer, „so geht die Vase auf den Fliesen nicht kaputt.“

Ich höre, wie sie herumgehen, dann nehmen sie mich hoch und legen mich auf einen Steinboden.

Ich höre, wie einer die Messer wetzt.

„Inzwischen“, sagt er, „zieh ihm doch die Jacke aus. Ich hab noch nie ein angezogenes Schwein geviertelt.“

Ich grinse.

Ich spanne meine Muskeln an und mache mich fertig.

Von der Art, wie der Typ seine Hände auf meine Jacke legt kann ich mir ausrechnen, wo er steht.

Mit einem Satz setze ich mich auf und schieß mit dem Kopf nach vorne.

Ich habe richtig Maß genommen, denn ich höre, wie die Vase gegen einen Kopf knallt und von dem Krach, den es dabei macht habe ich den Eindruck, daß der Kopf wie eine reife Melone geplatzt ist.

Ich springe vom Tisch auf und werfe mich nach vorne.

Ich senke den Kopf und gebe ein paar Stöße auf den weichen Bauch von irgendeinem ab, aber kaum daß ich mich aufrichte, kommt mir einer mit bestimmt 300 Stundenkilometern zurück, trifft mich in den Magen und schickt mich in die Arme von einem Riesen, der hinter mir steht.

Ich hole Luft, drehe mich um und schicke eine Gerade los, die einen Kampfstier zermalmen müßte, aber die Knöchel meiner Hand treffen auf eine glatte und feuchte Haut.

Die beiden müssen sich ausgezogen haben.

Ich stecke einen Schlag gegen die linke Schulter ein und strecke meine Arme aus, um nicht zu fallen.

Ich bekomme eine Rippe zu fassen und ich reiße an ihr, dann noch eine, dann umgreife ich einen Arm, dick wie ein Oberschenkel. Ich drücke gegen den Ellbogen bis der Arm kracht und durchbricht.

Ich höre noch einen, der von hinten kommt, aber ich schaffe es nicht, mich rechtzeitig umzudrehen. Es ist wie eine Lawine, die sich gegen mich wirft, und ich bleibe zusammengekrümmt am Boden liegen.

Ich höre, wie die Vase zerspringt und sehe nun endlich etwas Licht.

Es ist eigentlich kein Licht, das ich sehe, sondern vielmehr das trübe Halbdunkel einer roten Lampe, die weit entfernt ist.

Jetzt kann ich gut atmen Leute, aber ich bleibe an der Wand geduckt und schaue auf zwei riesige Schatten, die hin- und herschwingen.

Andere Schatten reihen sich dahinter, unbeweglich, mit ausgestreckten Armen.

Was machen all die Leute da, die mich schweigend anlotzen?

Ich höre das Quietschen von Eisen und bin bereit zu springen, aber niemand wirft sich von hinten auf mich.

Allmählich gewöhnen sich die Augen an dieses trübe Licht, und ich fühle, wie die Kälte in meine Knochen kriecht.

Ich brauche eine ganze Minute, um mir über meine Lage klarzuwerden.

Teufel, Teufel!

Ich habe meine Schläge an zwei geviertelte und an Haken aufgehängte Rinder verteilt.

Das Schaukeln wird weniger, und das Klicken der Haken verhallt.

Die Schatten mit den ausgebreiteten Armen sind andere Rinderviertel, die an der Wand aufgehängt sind.

Sie haben mich in den Schlachthof gebracht, Leute.

Ich stehe auf und sehe mich um.

Chichinger und Balenga haben Leine gezogen, sobald sie gemerkt haben, daß ich wach bin, aber einer von beiden muß einen eingeschlagenen Schädel haben.

Ich werde sie wiederfinden, und zwar nicht, um dem einen seinen kaputten Schädel zurechtzuflicken, sondern um dem anderen, bei dem ich es nicht rechtzeitig geschafft habe, ihm auch noch den Schädel einzuschlagen.

Bei allen Schweinsteufeln!

Viertes Kapitel

Ich finde sie an einem Ort, wo es regnet, aber was da kommt, ist kein Wasser – danach kommen Leute, die mich besuchen – Und einer bringt mir eine wirklich schlechte Nachricht

Inzwischen ist es fünf Uhr morgens.

Ich gehe aus dem Schlachthof und sehe, daß der Himmel schon hell ist. Während ich den Hof überquere frage ich mich, ob es hier überhaupt keine Wächter gibt.

Neben dem Ausgang ist ein Häuschen aus Glas.

Ich öffne die Türe und stecke meinen Kopf hinein.

Drin sitzt einer in Hemdsärmeln, der etwa einsneunzig groß ist und sich sein Gesicht vor einem kaputten Spiegel einseift. Er dreht den Kopf und schaut mich an.

„Ja?“, fragt er.

„Nichts“, sage ich, „salve!“

Ich schließe die Türe und gehe.

Bei solchen Wächtern kann offensichtlich jeder reingehen wie er lustig ist und sich das Schnitzel holen, das ihm gefällt.

Ich zucke die Schultern und gehe auf die Straße.

Inzwischen dürfte Tram sicherlich schon aus seiner Garage herausgefunden haben und Jagd auf mich machen. So verplempert die Mordkommission ihre Zeit, und inzwischen kommen und gehen die Großverbrecher und schicken in aller Ruhe ihre Schergen, um ehrsame Bürger beiseite zu schaffen.

Ich mache einen Spaziergang von zehn Minuten auf der verlassenen Straße und denke darüber nach, was heute Nacht passiert ist:

Mir kommt es in den Sinn, mich ein wenig mit dem Doktor Contortus zu unterhalten, und so gehe ich zu ihm nach Hause, aber als ich klinge, macht niemand auf.

Es ist drei Uhr nachts, und der werthe Herr müßte zu Hause sein.

Ich öffne, aber als ich das Licht anmache, schaltet es der Herr des Hauses auf der anderen Seite wieder aus, so daß ich im Dunkeln weitergehen muß.

Als ich auf Tuchfühlung komme, steckt dieser gute Freund meinen Kopf in das erste, was ihm unter die Finger kommt.

Es ist eine chinesische Vase, ein Schirmständer, der einen guten Arm voll Geld gekostet haben muß.

Zufällig streift er dabei meine Schläfe, ich verreise in das Land der Träume, und dem Eigentümer der Vase gelingt es nicht, sie wiederzubekommen.

Er ruft ein paar seiner Freunde, die er beauftragt, mich zu beseitigen, aber dabei seine Vase zu retten, und verdrückt sich.

Vielleicht war er sowieso schon am Gehen, als ich gekommen bin.

Aber warum sollte er sich so plötzlich davonmachen, um drei Uhr nachts?

Da ist irgendwas schief mit diesem Doktor Vario Contortus.

Ich muß ihn fragen, was da schief ist, und zwar schnell. Aber zuerst muß ich mal wissen, wo er hingegangen ist.

Vielleicht dahin, wo auch Melonenscheibe ist, und meine grauen Zellen legen mir nahe, daß die beiden unter einer Decke stecken.

Da ist noch was, das ich unbedingt wissen muß. Wer war diese Alchimia Remoto, und warum haben sie sie beseitigt. Oder vielmehr: Warum hat Melonenscheibe sie beseitigt, denn es kann niemand anders gewesen sein als sie, die sie mit dem als Revolver getarnten Zigarettenetui erschossen hat.

Sie hat die Schaufenster von Wurstgeschäften dekoriert, aber ich wette einen Schenkel, daß sie sich zwischen Melonenscheibe und ihren Verlobten gedrängt hat. Da hat Melonenscheibe beschlossen, die Piste freizuräumen.

Ich gehe weiter, bis ich ein Telefonhäuschen finde.

Ich gehe rein, wähle die Nummer der „Fledermaus“ und drücke die Gabel auf eine bestimmte Art und Weise hinunter, daß ich keine Münze in den Schlitz zu werfen brauche.

Sofort höre ich die Stimme von Er am anderen Ende.

„Salve, Er“, sage ich, „hier spricht Pipa. Ist mein Partner zufällig bei dir vorbeigekommen?“

„Ja“, sagt er, „er ist hier vor einer halben Stunde vorbeigekommen und dann wieder verschwunden.“

„Hat er dir was dagelassen?“

„Einen Haufen Haare, sonst nichts.“

„Einen Haufen Haare?“

„Ja, Haare von einem Fell. Vielleicht hat er sich mit einem Hund gestritten. Er hatte eine Handvoll Haare im Mund. Er hat sie in einer Ecke gelassen und sich dann den Mund mit einem halben Liter Bourbon ausgespült.

„Was für Haare denn?“

„Kann ich dir nicht sagen. Es sind hellbraune Haare. Jetzt, wo ich darüber nachdenke, könnten sie auch von einer Katze sein.“

„Wie lang?“

„Vielleicht eineinhalb Finger hoch, oder zwei. Kommt drauf an, wie dick der Finger ist.“

„Beim Teufel, kannst du mir nicht mehr sagen?“

„Was soll ich dir denn mehr sagen? Mit Fell kenne ich mich nicht aus.“

„Schon gut“, sage ich, „behalt die Haare mal da.“

Ich hänge den Hörer ein und fahre mir über den Bart.

Eine Handvoll Haare.

Wenn Greg die Haare zur „Fledermaus“ gebracht hat, dann hat das seinen Grund.

Ich mache einen Sprung und haue mir den Kopf an der Decke der Telephonzelle.

Sobald ich wieder unten bin, nehme ich den Hörer ab und wähle nochmal die Nummer der „Fledermaus“.

„Hör mal, Er“, sage ich sofort, nachdem er sich gemeldet hat, „könnten es auch Bisonhaare sein?“

„Bison“?

„Ja, beim Teufel, Bison.“

„Ich habe noch nie in meinem Leben ein Bison gesehen“, sagt Er, „aber wenn Bisonhaare so sind wie die, die Greg gebracht hat, dann kann es schon sein, daß das Bisonhaare sind. Ich weiß nicht.“

Ich lege den Hörer auf und gehe raus.

Wenn es Bisonhaare sind, dann hat Greg das Versteck von Melonenscheibe herausgefunden.

Und ich wette meine Wade, daß es Bisonhaare sind. Es können nur Bisonhaare sein, sonst hätte Greg sie nicht zur „Fledermaus“ gebracht.

Ich habe Greg bei dem Etikettenkönig Aerostato Brillowitz gelassen, und er muß sie dort irgendwo gefunden haben.

Fünfundzwanzig Meter weiter vorne finde ich ein Taxi. Ich steige ein, und als wir etwa 200 Meter von dem Haus des Etikettenkönigs entfernt sind, steige ich aus und zahle. Ich habe eine Idee, wie das Haus aussieht und gehe um den Garten herum, der überall von einer Mauer umgeben ist, die bei dem Pförtnerhäuschen anfängt. Genau auf der Rückseite finde ich ein Eisentor für die Autos. Ich steige mir auf die Schultern, klettere auf die Mauer und springe auf der anderen Seite herunter. Da ist ein Schuppen direkt hinter der Villa. Unten sind die Autos und die Werkstatt. Oben sind Wohnräume, die mit der Villa durch einen Laubengang verbunden sind. Und es gibt eine Außentreppe. Ich gehe die Treppe hoch, und mein Blick fällt auf die oberste Stufe, wo ein Fellbüschel liegt. Bisonfell, Leute. Greg zeigt mir den Weg. Ich öffne die Türe mit dem üblichen Zahnstocher und trete ein.

Das erste Morgenlicht fällt durch das große Glasfenster und erhellt schwach ein kleines Wohnzimmer. Ich gehe hindurch, durchquere einen dunklen Gang und öffne eine Türe. Ich befinde mich in einem Salon, und auf der anderen Seite ist eine Türe. Ich gehe durch den Salon und komme in ein Schlafzimmer. Vor der vorderen Wand steht ein Bett, auf dem jemand schläft.

Ein Schopf blonder Haare auf dem Kissen sagt mir, daß es Melonenscheibe ist. Ich nehme sie beim Ohr und ziehe daran. Sie setzt sich auf und klappt mit den Augen.

„Salve“, sage ich, „bevor ich dich deine Ohren schlucken lasse, möchte ich mich mit dir ein bißchen unterhalten. Einverstanden?“

Sie macht einen Satz und wirft sich auf die andere Seite des Bettes, aber noch bevor sie verschwunden ist, kracht mir eine Kanonade um die Ohren, dann noch eine und noch eine, und ein Hagelschauer aus Blei prasselt auf meine Schultern, meinen Rücken, meine Seiten.

Ich spucke zwei oder drei Kugeln aus, aber ich schaffe es nicht mehr rechtzeitig.

Ich drehe mich, falle auf das Bett, komme wieder hoch, aber die Kanonade geht weiter. Ich falle zu Boden und meine Ohren dröhnen und fangen Feuer.

Ich schreie.

Aber vielleicht bin es auch nicht ich, der schreit.

Die Schießerei geht weiter.

Das Feuer von den Ohren verlagert sich in den Hals, dann die Sirene der Feuerwehr.

Die Wasserspritze erreicht meine Kehle, ich fühle einen Schwall kalten Wassers. Eine Katze kommt in meine Lungen und Greg rennt hinterher, ganz tief in die Verästelungen der Bronchien. Eine Melone zermatscht auf meinem Gesicht, dann bohrt sie mein Hinterteil auf die Spitze eines Gitters und Sprudelwasser fließt in meinen Adern. Eine Dampfwalze rollt mir über das Gesicht, und ein Kavalleriekordon geht mir zum einen Ohr rein und zum anderen Ohr raus. Ich erwache mitten im Schnee, schaffe es aber nicht, ganz aufzuwachen. Ich sehe

einen indischen Maharadja mit Turban und dann einen Elefantenrüssel. Wieder ein Inder mit Turban und dann ein Mann mit Haaren unter dem Gesicht, statt darüber.

Dann etwas Weiches, das mir mit warmem Atem wieder und wieder über die Wange streicht.

Ich öffne die Augen und sehe das Gesicht von Greg zwei Finger vor meiner Nase.

Greg brummt ein „Wie geht’s?“.

„Gut“, sage ich und schaue mich um.

Eine weiße Decke, weiße Wände, weiße Möbel, ein weißes, eisernes Bett. Auf dem Kissen ist mein Kopf. Den Rest sieht und spürt man nicht. Vom Kinn an abwärts ist alles ein Bündel aus Binden.

Greg setzt sich neben mein Bett und fächelt mir Luft mit dem Schwanz zu. Es rührt mich, ihn so zufrieden zu sehen, und es überkommt mich der Wunsch, ihm das Gesicht zu kraulen, aber anscheinend bin ich am Bett festgeleimt.

Ich schaffe es kaum, den Kopf zu drehen, als sich die Türe öffnet.

Eine Krankenschwester kommt herein, ganz in Weiß gekleidet, mit einem Gesicht, als wäre es aus Porzellan. Sie trägt eine Schüssel mit irgendetwas, das dampft. Eine Tasse mit Brühe, nehme ich an. Greg dreht seine Ohren nach oben und unten und fängt an zu lachen, dann rennt er aus der Türe und verschwindet.

„Wie fühlen Sie sich?“, fragt die Krankenschwester und setzt ein Lächeln wie bei einem Kirmesfest auf.

„Gar nicht“, sage ich, „wie 200 Kilometer entfernt von diesem Bett.“

Großartig“, sagt sie. Sie stellt die Schüssel auf den Tisch und tritt ans Bett.

Sie richtet das Kissen und nimmt mich bei den Schultern, damit ich sitzen kann.

Ich würde ihr gerne meine Arme um die Taille legen, aber ich habe den Eindruck, daß meine Arme in der Jacke geblieben sind, als sie sie mir ausgezogen haben.

„Wo sind meine Arme?“, frage ich.

„Hier“, sagt die Krankenschwester. Sie zieht einen Ärmel hervor, der auf der einen Seite an meiner Schulter befestigt ist und auf der anderen eine Hand hat.

„Meine?“, frage ich und werfe den Blick auf meine Hand.

„Na, von wem sollte sie denn sonst sein?“, fragt Porzellangesicht.

„Sie sind sehr schwach. Seit acht Tagen haben Sie nichts gegessen.“

„Wieviel Tage haben Sie gesagt?“

„Acht“, sagt sie. „Wir haben Ihnen Vitamininfusionen gegeben, aber so einer wie Sie braucht noch etwas anderes.“

„Sie wollen mir sagen, daß ich acht Tage geschlafen habe?“

„Wir haben das gemacht. Es ging Ihnen sehr schlecht. Stellen Sie sich ein Sieb vor, ja? Der Professor Trauma hatte alle Hände voll zu tun, Ihre Löcher zu stopfen. Aber er hat es geschafft.“

„Teufel, Teufel“, sage ich, „acht Tage?“

Ich versuche mich zu erinnern was passiert ist, aber meine grauen Zellen sind noch im Tiefschlaf.

Porzellangesicht schiebt mir einen Löffel heißer Brühe in den Mund und ich schlucke.

„Sie haben ein dickes Fell“, sagt Porzellangesicht und schöpft noch einen Löffel Brühe.

„Nicht nur das Fell“, sage ich, „auch der Rest.“

„Unbedingt“, sagt sie, „ein anderer wäre bestimmt sieben Mal gestorben. Sie hatten ein paar Kilo Blei überall verteilt.“

Ich höre, wie sich die Türe öffnet, und ein Typ ganz in Weiß kommt herein, mit Glatze und einem gut gepflegten schwarzen Bart.

Er setzt ein schönes Lächeln auf, genau über dem Bart, und nickt mit dem Kopf.

„Gut, gut, gut“, sagt er, „es hat Sie ziemlich erwischt, junger Mann. Ich kann kaum glauben, daß Sie es geschafft haben.“

„Die Sache ist“, sage ich, „daß ich keiner bin, der eine Sache nur zur Hälfte erledigt, nur weil mir einer in den Rücken schießt. Da kennen Sie mich schlecht.“

„Heute Abend können wir die Binden abnehmen, Herr Professor“, sagt Porzellangesicht, „die Wunden heilen gut und in ein paar Tagen können Sie schon alleine aus dem Bett steigen, glaube ich.“

„In ein paar Tagen?“, frage ich.

„Mindestens“, sagt der Professor, „aber wenn ich Sie wäre, würde ich Ihren Aufenthalt im Krankenhaus so lange wie möglich rauszögern.“

„Sehr witzig“, sage ich.

Das Lächeln über dem Bart verschwindet.

„Ich mache keine Witze“, sagt er. „Ich habe den Eindruck, daß Sie irgendwelche Dummheiten gemacht haben. Da gibt’s nämlich einen von der Polizei, der schwirrt um Sie herum wie eine

Mücke, und ich habe vier Hemden und acht Wollpullover durchgeschwitzt, um ihn einigermaßen auf Abstand zu halten.“

„Tram?“, frage ich, „der Leutnant Tram?“

„Ich glaube, so heißt er.“

Ich mache einen nicht endenwollenden Seufzer und schließe die Augen.

Ich höre, wie der Professor fragt: „Haben Sie das Fieber gemessen?“

Ich höre, wie Porzellangesicht antwortet: „Das Thermometer bewegt sich um nicht mehr als ein oder zwei Zehntel.“

Dann höre ich ein Durcheinander und einen Schrei. Gleich darauf der Geruch von gebratenem Hähnchen.

Ich öffne die Augen und sehe Greg, der mir einen Korb voller Sachen vor die Nase stellt und Fernanda, die einen anderen Korb auf das Bett postiert.

„Was geht hier vor?“, fragt der Professor.

„Das ist sein Hund. Er hat das Zimmer in den letzten Tagen nicht einen Augenblick verlassen“, sagt Porzellangesicht.

„Ich stelle Ihnen meinen Partner vor, Professor, und das ist seine Verlobte. In einem der Körbe muß eine Flasche Bourbon sein. Schwester, wollen Sie mir bitte ein Glas einschenken?“

Porzellangesicht reißt die Augen auf.

„Bourbon?“, fragt sie.

„Schütten Sie das Zeug weg“, sagt der Professor.

Porzellangesicht streckt den Arm aus, als Greg mit seiner Schnauze dazwischengeht und ein Knurren losläßt, das einen gewissen Eindruck hinterläßt.

Porzellangesicht macht einen Sprung nach hinten.

„Wenn Sie mir ein Glas einschenken, tut er nichts“, sage ich, „wenn nicht, zerlegt er Sie in zwei Minuten.“

„Schicken Sie diese Bestien raus!“, ruft der Professor, aber dann schaut er nach unten und sieht Fernanda, die langsam auf ihn zugeht, zwei Reihen weißer Zähne zeigt und ein Knurren ausstößt, das ihm die Nase zittern läßt.

„Beeilung“, sage ich, „mein Partner mag es nicht, wenn ich die Sachen mehr als einmal wiederholen muß.“

Porzellangesicht wirft einen Blick auf den Professor, dann nimmt sie die Bourbonflasche aus dem Korb und gießt ein Glas ein.

Ich sehe, wie ihre Hand zittert.

„Bis zum Rand“, sage ich.

„Ich bin nicht verantwortlich für das, was passiert“, schreit der Professor.

„Flößen Sie es mir langsam ein“, sage ich.

Greg und Fernanda beruhigen sich, als sie sehen, daß mir Porzellangesicht das Glas an die Lippen setzt und mir einflößt.

Alle Wetter, Leute!

Ich spüre, wie die Flüssigkeit tiefer und tiefer geht, sich in meine Lungen verteilt, meine Wirbelsäule, meine Arme, meinen Bauch, weiter in die Beine bis zu den Zehen, und wie sie sich weiter und weiter verteilt spüre ich, wie die Blumen blühen, die Blätter sprießen und die Grashalme. Die Vögel beginnen zu zwitschern, es summen die Bienen, die Schmetterlinge tanzen und die Schwalben werfen sich in den blauen Himmel eines Frühlingsmorgens.

Ich spüre, daß alles wieder da ist. Von meinem Kopf an abwärts ist alles wieder dran bis zum Nagel der kleinen Zehe. Ich hebe eine Hand, dann die andere, dann beide Beine und drehe mich unter der Decke. Dann packe ich das leere Glas und die Flasche, fülle es und trinke es in einem Zug aus.

Vier aufgerissene Augen schauen mich an wie Kinoscheinwerfer.

Trockene Wüste, verbrannt. Ich zerkrümele mich wie Sand in der Sonne.

Noch ein Glas, um die entferntesten Bereiche zu benetzen. Dann steigt mir der Geruch von gebratenem Hähnchen in die Nase.

Ich öffne die Finger und Greg wirft mir vom anderen Ende des Bettes ein Hähnchen zu, und ich packe es im Flug.

Ich schlage meine Zähne in das Fleisch, reiße, schlinge, zerfetze, zerlege mit noch einem Glas Bourbon, verliere mich in einem Meer von scharfen roten Paprika, vernichte ein Heer von Krabben und lasse danach ein paar Kilometer Spaghetti verschwinden. Noch ein Glas Bourbon, und ich fühle mich wieder wie der alte Chico Pipa.

Ich hole tief Luft und schaue mich um. Die ganze Belegschaft des Krankenhauses steht entlang der Zimmerwände aufgereiht und schaut mich an, als wäre ich ein Schwertfisch, der eine Möhre balanciert. Ich stehe vom Bett auf, kniee mich hin, richte mich wieder auf, klopfe mir das Kissen zurecht und schlafe auf einen Schlag wieder ein.

Als ich wieder aufwache, sitzt ein Inder mit einem weißen Turban auf dem Kopf vor meinem Bett.

Ich stelle meine Augen scharf und merke, daß der Inder dem Leutnant Tram ziemlich ähnlich sieht.

„Salve“, sage ich, „in Indien gewesen?“

„Nein, in der Garage“, sagt er, „aber das ist schon Schnee von gestern. Ich hätte schon die Haare gewechselt, wollte mich aber nicht infizieren.“

„Tut mir leid“, sage ich.

„Es wird dir noch mehr leid tun, bevor ich hier wieder weg bin.“

Ich strecke die Arme vor und halte sie ihm hin.

„Fertig für die Handschellen“, sage ich, „ich kann aufstehen und mit dir kommen. Ist meine Zelle in der Zentrale immer noch frei?“

„Ich sehe, daß sie dich schnell zusammengeflickt haben. Und gut sogar. Ich hätte nicht gedacht, daß du es schaffen würdest“, sagt er.

Anstatt die Handschellen herauszuziehen, nimmt er eine Zigarette aus dem Päckchen und steckt sie mir in den Mund. Er zündet sie mir an, und auch eine für sich selbst.

„Darf ich wissen, wer auf mich geschossen hat?“, frage ich.

„Der Portier“, sagt er. „Der Portier vom Etikettenkönig Aerostato Brillowitz. Eine normale Vorgehensweise, um einen Dieb zur Strecke zu bringen.“

„Ach ja?“, sage ich.

„Er hat selbst die Polizei gerufen, sagt Tram. Er macht einen langen Zug und atmet dann den Rauch aus. „Es scheint“, redet er weiter, „daß der Nachtwächter gerade in dieser Nacht ein Hühnchen zu rupfen hatte mit einem Großen, der rote Haare hatte. Nachdem er es geschafft hat, sich von der Stickerei am Rücken zu befreien, ist er nicht mehr ins Bett gegangen, sondern hat die Gegend inspiziert. Beim Morgengrauen hat er einen gesehen, der über die Mauer geklettert ist. Er ist ihm gefolgt und als er gesehen hat, daß der Unbekannte die Tochter von dem Supercavaliere überfallen hat, hat er das ganze Magazin auf ihn abgeschossen. Dann hat er angerufen, und wir sind gekommen.“

„Ein Trottel“, sage ich.

„Wir konnten ihm nicht ganz Unrecht geben“, sagt Tram. „Und kein Grund für dich, ihm etwas nachzutragen. Wenn einer nachts seine Nase in anderer Leute Häuser steckt, muß er halt ein paar Risiken mit einkalkulieren.“

„Ich werde mich baldmöglichst bei ihm bedanken“, sage ich.

„Besser, du sparst dir die Mühe“, sagt Tram, „wir haben uns schon bei ihm bedankt. Auch weil wir dabei die Gelegenheit hatten, das Fräulein Belga zu verhaften, das wir gesucht hatten. Du wußtest wohl nicht, daß sie dort war?“

„Wußte ich nicht“, sage ich, „mein Partner hat sie gefunden, „und ich war gekommen, um sie im Ganzen in die Zentrale zu bringen.“

„Eine nette Geste“, sagt Tram, „aber du kannst aufhören, dir den Kopf darüber zu zerbrechen, um solche Ammenmärchen zu erfinden. Jedenfalls ist der Fall abgeschlossen und wir brauchen nicht mehr darüber zu reden.“

Er steht auf und steckt die Hände in die Hosentaschen.

„Und auch wenn er noch nicht abgeschlossen wäre“, sagt er, „brauchen wir nicht mehr darüber zu reden. Du wirst nämlich anderes zu tun haben, wenn du dich entschließt, das Krankenhaus zu verlassen.“

„Verstehe“, sage ich, „ich muß in einer Zelle der Zentrale Däumchen drehen.“

„Nein“, sagt Tram, „du kannst dich bei mir und dem Polizeichef bedanken, daß wir dich nicht einlochen. Auch weil wir um deine Zukunft besorgt sind. Wir haben dir nämlich einen Posten als Schwimmlehrer im Sportzentrum von Crostaferata besorgt. Ich bin sicher, du machst dich dort blendend, sobald du wieder bei Kräften bist.“

Mir bleibt der Mund offen stehen und ich fixiere das halbe Grinsen vom Leutnant Tram.

„Du wirst sehen, daß dir der Beruf gefällt“, sagt Tram, „und du wirst absolut zufrieden sein. Da kannst du lauter schönen Mädchen das Schwimmen beibringen. Und wir haben uns erkundigt: Die Bar im Sportzentrum verfügt über einen hervorragenden Bourbonvorrat.“

Ich starre weiter mit versteinertem Gesicht. Und auf einmal hört Tram auf zu grinsen.

„Wenn du es bisher nicht verstanden hast“, sagt er, „wir haben dir die Lizenz entzogen. Und ich habe es mir nicht nehmen lassen, dir das persönlich zu sagen, sobald du wieder imstande bist, es zu verstehen. Mit dem heutigen Tage wechselst du deinen Beruf. Du bist kein Privatdetektiv mehr und kannst keine Ermittlungen mehr führen, sonst machst du dich strafbar und wirst verurteilt. Deine Agentur wird geschlossen. Innerhalb von 24 Stunden nach dem Verlassen des Krankenhauses verkaufst du alle deine Sachen und räumst das Büro. Klar?“

Er geht zur Tür und dreht sich noch einmal um.

„Und keine Mätzchen“, sagt er. Dann schließt er die Tür.

5. Kapitel

Ein Typ, der es sich noch einmal überlegt - So wechselt man die Firma, und ich kümmere mich um meine Angelegenheiten - Und ich stelle fest, daß nicht nur Männern etwas zu Kopf steigt

Da ist nichts zu machen. Gegen das Gesetz kann ich mich nicht auflehnen.

Ich habe angefangen, die Büromöbel auszuräumen. Ich habe immernoch eine volle Bourbonflasche in der Schublade und eine halbe auf dem Schreibtisch. Ich trinke einen Schluck und streiche mit den Fingern über den Hals während sich das kostbare Naß im Innern des Ex-Privatdetektivs Chico Pipa verteilt.

Greg hilft mir und schlürft aus seiner Tasse, während er auf seinem Platz vor dem Schreibtisch sitzt.

Alle Zeitungen der letzten acht Tage sind auf meinem Schreibtisch verteilt, mit Berichten zum Fall Brillowitz. Mit einem Fußtritt befördere ich sie auf den Fußboden. Mich interessiert überhaupt nichts mehr. Ich habe meine Lizenz verloren und der Fall ist abgeschlossen.

Ich werde den grünen Ledersessel, den Schreibtisch, den Büroschrank und den ganzen Rest abtransportieren lassen und aus dem Büro ausziehen.

Es gibt keine Fälle mehr, jedenfalls nicht für mich. Es gibt nur noch volle Bourbonflaschen zum Austrinken, und das war's dann.

Früher oder später mußte es ja passieren, und jetzt ist es passiert.

Wenn die letzte Flasche leer ist, werde ich sie gegen die Türe werfen und die Schrift auf der anderen Seite des Glases in tausend Scherben zerschmeißen.

Und dann gute Nacht Marie. Freie Bahn für alle Galgenvögel dieser Stadt. Ich habe noch eine Rechnung offen mit zwei Typen, die irgendwo im Schlachthof versucht haben, mich auszuweiden, und da kann mich niemand hindern, diese Rechnung noch zu begleichen.

Es geht da um eine ganz persönliche Angelegenheit. Es hat nichts mit irgendwelchen Ermittlungen zu tun und hat für mich keine Verbindung zu irgendeinem Fall. Aber dafür ist noch Zeit. Erst mal wird ausgezogen und zugesperrt.

Ich schicke einen Schluck hinunter und hebe den Blick.

Die Türe ist offen und auf der Schwelle steht ein Typ, den ich meine, schon einmal gesehen zu haben.

"Guten Tag", sagt er, "wir haben uns schon einmal gesehen."

Er schließt die Türe und tritt näher.

Stimmt. Wir haben uns schon einmal gesehen. Ich erinnere mich, daß er ein langes Hemd mit einem Etikett anhatte und ausschaute wie eine Sprudelflasche.

"Salve, Etikett", sage ich, "Sie kommen zu einem ungünstigen Zeitpunkt. Ich ziehe gerade um."

Er schaut sich um und setzt sich dann auf den grünen Ledersessel.

Greg drückt seine Knie durch, legt seinen Schwanz auf den Fußboden und setzt sich drauf.

"Ich brauche Sie", sagt Etikett, "ich habe Sie im Krankenhaus gesucht, aber Sie waren schon weg. Dann bin ich hierher gelaufen."

"Ich kann Ihnen Schwimmunterricht geben", sage ich, "aber hier gibt's nicht genug Wasser."

Er hebt die Augen und schaut mich an.

"Ich bin gerade nicht zu Scherzen aufgelegt", sagt er. "Ich möchte Sie mit einer Untersuchung beauftragen und da müssen Sie mich schon ernst nehmen. Sie müssen wegen dieser Sache mit meiner Tochter Belga ermitteln. Was die Polizei macht, überzeugt mich nicht. Irgendwas stimmt da nicht. Belga hat niemanden umgebracht."

"Als wir uns das erste Mal gesehen haben, haben Sie mir gesagt, Sie würden sich für die Angelegenheiten Ihrer Tochter nicht interessieren."

"Ich hab's mit anders überlegt. Belga ist verrückt und ich habe nicht die Absicht, sie aus den Nessel zu ziehen, in die sie sich gesetzt hat. Aber was immer sie macht, sie hat mir immer rundheraus die Wahrheit gesagt, auch wenn's unangenehm war. Und wenn sie sagt, sie hat diese Frau nicht umgebracht, dann glaube ich ihr das. Und ich mag es nicht, wenn jemand für eine Sache verurteilt wird, die er nicht begangen hat. Umso mehr, wenn dieser Jemand meinen Namen trägt."

"Ich habe die Zeitungen nicht gelesen", sage ich, "aber ich vermute, daß alle Indizien gegen sie sprechen. Und auch ich denke, daß sie schuldig ist."

"Was Sie denken, interessiert mich nicht", sagt Etikett. "Wenn Sie etwas von Ihrem Metier verstehen, was mir alle versichern, dann sollten Sie imstande sein, den Mörder zu finden."

"Tut mir leid", sage ich, "aber ich bin kein Privatdetektiv mehr. Nach den Anordnungen der Verwaltung bin ich jetzt Bademeister."

"Sie erzählen Unsinn", sagt Etikett.

"Ich meine es ernst. Man hat mir die Lizenz entzogen."

"Papperlapapp", sagt er, "wenn die Ihnen die Lizenz entzogen haben, dann haben Sie doch Ihren Grips behalten. Mit dem müssen Sie arbeiten."

"Sie kennen die Polizeiverwaltung nicht", sage ich.

"Und Sie kennen mich nicht", sagt Etikett.

Er steckt die Hände in die Taschen und holt ein Scheckbuch und einen Stift hervor.

Er schreibt, dann reißt er das Blatt heraus und gib es mir.

Ich sehe eine Reihe von Nullen mit einer Eins am Anfang und ich muß mich eine gute Minute konzentrieren, bis es mir gelingt, aus den vielen Zahlen eine Million zu entziffern.

Irgendetwas Heißes kriecht meinen Hals hinauf, an meinem Adamsapfel vorbei und das "Teufel, Teufel", das ich sagen will, bleibt mir im Hals stecken.

Die Zahl tanzt eine Weile vor meinen Augen und ich brauche ein halbes Glas Bourbon, damit sie endlich stillhält.

Ich biete alle Kräfte auf, um den Arm auszustrecken und den Scheck zurückzugeben, aber der Arm weigert sich, Befehle anzunehmen.

"Wenn ich diesen Auftrag annehme, müssen Sie mir morgen früh die Zigaretten in eine Zelle der Zentrale bringen."

Aber ich habe kaum 'Zentrale' gesagt, als mein Blick auf die Schrift in der Glasscheibe meiner Türe fällt. Ich lese zwar spiegelverkehrt, aber da steht:

Privatdetektei

Chico Pipa &

Gregorio Scarta

Ich schaue Greg an.

"Hey, Greg, bist du dabei?"

Greg bellt mir ein enthusiastisches "Ja" zu.

Ich lege den Scheck auf den Tisch und stehe auf. Dann schneide ich ein Stückchen Papier von einem weißen Blatt ab und nehme die Dose mit dem Kleber.

"Nur einen Moment", sage ich.

Ich gehe zur Türe und öffne sie. Das Stück Papier klebe ich über meinen Namen.

"Mir haben sie die Lizenz entzogen", sage ich, "aber meinem Partner nicht. Ab heute ist dies die Privatdetektei Gregorio Scarta. Oder, Greg, ab jetzt bist du der Inhaber."

Greg macht ein paar Luftsprünge und setzt sich dann auf den Platz hinter dem Schreibtisch.

"Nimmst du den Auftrag an?", frage ich.

Greg nickt.

"Ich stelle Ihnen hiermit meinen Partner vor", sage ich zu Etikett, während ich den Scheck in meiner Brieftasche verstaue, "er heißt Gregorio Scarta und ist der beste Detektiv, den Sie in dieser Stadt finden."

Etikett erhebt sich und schüttelt Greg die Pfote, die dieser ihm hinhält. Dann setzt er sich wieder hin.

"Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Greg den Auftrag angenommen hat. Ich werde den Scheck in seinem Namen einlösen. Technische Gründe hindern ihn daran, das persönlich zu machen, Sie verstehen. Ab jetzt bin ich Mittelsmann und Übersetzer, da ich der Einzige bin der versteht, was er meint. Was immer geschieht, Sie müssen sich an ihn wenden, natürlich über mich. Aber es ist ganz klar, daß ich mit Ihrem Fall nichts zu tun habe, und daß Sie Gregorio Scarta mit der Untersuchung des Falles beauftragt haben und nicht mich. Einverstanden?"

"Einverstanden", sagt Etikett und grinst von der Nase abwärts.

Ich setze mich auf eine Ecke vom Schreibtisch.

"Und jetzt", sage ich, "und jetzt erzählen Sie einmal meinem Boss, was Ihre Zweifel bei dieser ganzen Sache sind. Oder vielmehr: Greg möchte wissen, wie sich Belga in einem Flügel Ihres Hauses befand, während Sie doch versichert haben, sie wüßten nicht, wo sie ist. Es wäre das Beste, Sie erzählen Greg alles, wenn Sie ernsthaft den Schuldigen finden wollen."

Greg bellt ein paar Mal und spitzt die Ohren.

"Gut", sagt Etikett und wendet sich an Greg, "ich wußte genau, wo Belga war, aber das war etwas, das nur mich anging. Jedenfalls habe ich sie hergebracht, als ich noch nicht wußte, was sie angestellt hatte, und ich nicht wußte, wie ich damit klarkommen sollte. Mir war es nicht recht, daß Belga den Doktor Contortus heiraten wollte. Contortus ist zu wertvoll für mein Unternehmen und ich wollte nicht, daß eine Frau, die so durchgeknallt ist wie Belga ihn zu einem lächerlichen Hanswurst macht. Contortus ist der Einzige, der an meine Stelle treten und die Firma weiterführen könnte, die ich gegründet habe. Er braucht eine ruhige und bescheidene Frau und keine durchgeknallte Verrückte wie Belga, die von nichts lebt als von Öffentlichkeit und Skandalen.

"Sie scheinen ziemlich streng zu sein", sage ich.

"Sie würden das nicht sagen, wenn Sie sie kennen würden", sagt Etikett. Den letzten Quatsch, den sie sich geleistet hat, war, ein Dromedar aus dem obersten Stock des Simpa Hochhauses auf den gleichnamigen Platz zu werfen. Vor zwei Monaten."

"Ich habe die Nachricht gelesen", sage ich.

"Deshalb habe ich heute Morgen", sagt Etikett, "ein paar Rausschmeißer zur Wohnung von Belga geschickt. Sie sollten sie koste was es wolle mitnehmen und in die Wohnung bringen, die Sie kennen. Später wäre ich dann zu ihr gegangen, zu allem entschlossen, damit sie ihren Entschluß ändert. Aber danach ist allerhand passiert, und ich mußte meinen Besuch verschieben. Einer der zwei Männer hat gesagt, er habe Belga bewußtlos gefunden und in einem anderen Zimmer eine erschossene Frau. Er habe sich mit seinem Kompagnon besprochen und beide hätten beschlossen, ihren Auftrag auszuführen. Und so haben sie das Mädchen mitgenommen und hierhergebracht. Bei der Polizei hatte ich schon gesagt, ich wisse nicht, wo sie ist. Das konnte ich dann nicht mehr zurücknehmen."

"Entschuldigen Sie, wenn ich unterbreche", sage ich. "Der Doktor Contortus hatte die Verlobung bereits am Tag zuvor gelöst, wußten Sie das nicht?"

"Der Doktor Contortus hat es mir am Tag der Tat gesagt", sagt er.

"Sprechen Sie mit ihm", sage ich und deute auf Greg.

Etikett wendet sich an Greg und fährt fort.

"Er hat es mir am Nachmittag gesagt, und ich habe sofort sein Gehalt erhöht. Außerdem habe ich angeordnet, zu Hause die Türe aufzuschließen und Belga auszurichten, sie könne jetzt egal wohin gehen. Vielleicht hat sie verstanden, daß die Polizei nach ihr sucht und hat es vorgezogen, sich im Haus zu verstecken."

"Greg möchte wissen", sage ich, "wieso Belga eigentlich die als Feuerzeug getarnte Pistole dabei hatte, als sie mich an jenem Morgen besucht hat."

"Belga sagt, als sie auf dem Weg zu Ihnen war, hat sie ihr Auto angehalten, um sich eine Zigarette anzuzünden, hat aber ihr Feuerzeug, das Sie kennen, nicht gefunden. Sie dachte, sie hätte es verlegt und ist nach Hause zurückgefahren. Sie sagt, sie habe es auf dem Boden gefunden, kaum daß sie die Türe aufgemacht hatte. Sie hat gedacht, es wäre ihr aus der Tasche gefallen und so hat sie es aufgehoben und ist gegangen. Sie ist nicht einmal in die Wohnung reingegangen. Die Polizei glaubt das nicht, aber ich schon. So etwas kann passieren."

"Und von dem Opfer, was wissen Sie von dem?", frage ich.

"Haben Sie nicht die Zeitungen gelesen?", fragt Etikett. "Weder Belga noch Contortus behaupten, sie zu kennen. Sie hat Schaufenster in Metzgereien dekoriert, aber nach Meinung der Polizei war ihr Hauptgeschäft die Erpressung. Die Polizei meint, sie hätte Belga erpreßt, aber das ist das Lächerlichste, was ich je gehört habe."

"Und der Doktor Contortus?", frage ich.

"Bringen Sie mich nicht zum Lachen", sagt Etikett.

"Hören Sie zu", sage ich, "als ich Sie neulich Nacht aus dem Bett geworfen habe, da haben Sie jemanden angerufen, gleich nachdem ich weg war. Wenn denn?"

Er schaut auf die Nase von Greg, und dann auch das leere Bourbonglas.

"Den Doktor Contortus", sagt er, "weil ich dachte, Sie würden zu ihm gehen und da habe ich ihn gewarnt. Ich war wütend und wollte, daß er sie die Treppe runterwirft."

"Stattdessen hat er mir einen Schirmständer über den Kopf gestülpt, dann hat er ein paar düstere Typen gerufen, die mich auf den Schlachthof gebracht haben, um die Vase zu retten und mich in Scheiben zu schneiden."

Er schaut mich eine Weile an und schüttelt den Kopf.

"Quatsch!", sagt er, "ich kann nicht glauben, daß es der Doktor Contortus riskiert hätte, eine chinesische Vase zu zerschlagen, die ein Vermögen gekostet hat und die ich ihm geschenkt habe. Wenn Sie das meinen."

"Vielleicht", sage ich, "hatte er in diesem Moment nichts anderes zur Hand."

Etikett kratzt sich am Ohr, dann an der Nase und streicht sich mit der Hand über die Glatze.

"Heiliger Strohsack", sagt er, "das kann nicht sein. Und was ist ihrer Ansicht dann mit der Vase passiert?"

Ich habe mich aus ihr befreit, indem ich sie auf dem Boden des Schlachthauses zertrümmert habe", sage ich, "es war zwar dunkel, aber ich glaube nicht, daß die größte Scherbe auch nur annähernd so groß war wie eine Expresßbriefmarke."

Ich sehe, wie Etikett rot um die Nase wird und die Adern in seinen Schläfen anschwellen wie Fahrradschläuche.

Sein Mund füllt sich mit Schimpfwörtern, aber er bringt nicht mehr heraus als ein Schnauben. "Ruhig", sage ich. Ich schiebe ihm ein Glas Bourbon rüber und er schluckt seine Schimpfwörter mit ein paar Schlucken hinunter.

"Sie haben ein Kunstwerk von unschätzbarem Wert zerstört", sagt er, sobald er den Mund wieder leer hat.

"Ich habe die Vase nur von innen gesehen und konnte nicht wissen, daß es sich um ein Kunstwerk handelt. Wenn da irgendjemand für verantwortlich ist, dann Ihr Doktor Contortus."

Er bläst sich wieder auf wie der Dampfkessel einer Lokomotive, aber ich höre keinen Pfiff, der aus dem Loch kommt.

"Wenn das stimmt, was Sie sagen, muß ich meine Meinung über Doktor Contortus ändern. Ich dulde es nicht, daß einer meiner Angestellten so mit meinen Geschenken umgeht. Ich werde ihm das Gehalt kürzen."

"Recht so", sage ich, "und es wäre gut, in den Privatangelegenheiten Ihres Lieblings etwas tiefer zu graben. Mein Partner Gregorio Scarta hat eine ziemlich andere Meinung über den Doktor Contortus als Sie."

Greg stimmt zu, und Etikett verbrennt ihm die Ohrenspitzen mit einem Blick, der aber dann ganz wäßrig wird und das Feuer verlöscht.

"Kann sein", sagt er, "daß ich mich ziemlich in Schwierigkeiten gebracht habe, aber ich muß die Wahrheit herausfinden und ich bin sicher, daß Belga unschuldig ist. Beweisen Sie das und tun Sie mir so wenig wie möglich weh dabei."

"In Ordnung", sage ich. Auch Greg sagt auf seine Weise 'in Ordnung', und dann erhebt sich Etikett und geht zur Türe.

Bevor er geht, dreht er sich noch einmal um.

"Diese Trottel von der Polizei sind davon überzeugt, daß ich Belga versteckt habe, damit sie nicht verhaftet wird."

Er schaut sich noch ein letztes Mal um, hebt die Schultern, geht raus und schließt die Türe.

Kaum sind wir allein, legt Greg die Schnauze auf den Schreibtisch und schließt die Augen.

Ich fülle mir die Lungen mit Luft und den Magen mit Bourbon, dann stecke ich die Hände in die Hosentaschen.

"Gut", sage ich, "jetzt bist du der Boss. Wo fangen wir an?"

Greg brummelt etwas und hält die Augen geschlossen.

So, wie er sich benimmt, scheint er etwas zu denken und möchte nicht gestört werden.

Wenn er sich jetzt ein bißchen aufspielt, kann ich ihm nicht Unrecht geben.

Vielleicht hat er schon lange auf eine Beförderung gewartet, und jetzt hat er sie bekommen.

Ich zünde mir eine Zigarette an und setze mich in den grünen Ledersessel. Aber ich sitze noch nicht ganz, da klingelt das Telefon. Greg nimmt den Hörer zwischen die Zähne und legt ihn auf den Schreibtisch, dann legt er sich die Hörmuschel zurecht. Er hört zu, knurrt und schaut mich an.

Soll heißen, das ist für mich, und ich nehme den Hörer.

"Hier spricht Pipa", sage ich. Ich höre die Stimme von Tram, die sich wie Feuerwerksexplosionen anhört.

"Bist du noch da?", schreit er, "und wie weit bist du mit dem Auszug?"

"Ich ziehe nicht aus", sage ich, "die Agentur bleibt hier."

"Was??"

"Ich habe gesagt, daß die Agentur geöffnet bleibt, auch wenn die Leitung gewechselt hat."

"Was soll das heißen, die Agentur bleibt geöffnet? Du kannst deinen Beruf nicht mehr ausüben. Wir haben dir die Lizenz entzogen."

"Weiß ich. Die Lizenz habt ihr mir entzogen, aber Greg bleibt im Rennen. Ab heute ist er der Inhaber. Ich hab damit nichts mehr zu tun. Ich hab auch schon das Firmenschild geändert."

Tram macht mit seinem Feuerwerk weiter und ich verstehe nicht mehr, was er schreit.

"Red mal in Ruhe", sage ich, "bis zum Nationalfeiertag ist noch Zeit."

"Was soll das heißen, die Leitung hat gewechselt? Ich entziehe auch deinem Hund die Lizenz!"

Das bringt mich zum Lachen.

"Nur zu", sage ich, "aber er bleibt doch immer ein Polizeihund. Er ist keiner, der den Beruf wechseln kann, so wie ich."

"Hör zu", schreit er mir ins Ohr, "du willst mich auf den Arm nehmen, und sollte es sich um irgendeinen Scherz handeln, kommst du diesmal nicht davon. Verstanden?"

"Kein Scherz", sage ich, "ich bin kein Detektiv mehr, einverstanden. Ich helfe dir nicht mehr bei deiner Arbeit. Aber wenn du Hilfe brauchst, denke ich, daß Greg dir das nicht abschlagen wird. Möchtest du mit ihm sprechen?"

"Scher dich zum Teufel", schreit Tram. Ich höre, wie er den Hörer auf die Gabel knallt. Ich lege auf und gehe zu meinem Sessel zurück.

"Tram wird dir das Leben nicht leicht machen", sage ich zu Greg. Er blinzelt mich an, knurrt, springt zu Boden und geht in Richtung Türe.

Er bedeutet mir, hinterherzukommen, und ich folge ihm.

Wir gehen zur Straße runter und bis zu dem Parkplatz, wo ich meinen Blimbust gelassen habe.

Ich setze mich ans Steuer und Greg richtet sich auf dem Beifahrersitz ein.

Ich lege den Gang ein und fahre los.

Greg bedeutet mir, wohin ich fahren soll, und als wir ein paar Blocks vom Haus des Doktor Contortus entfernt sind verstehe ich, daß ich anhalten soll.

Greg springt raus, verabschiedet sich mit den Ohren und entfernt sich. Ich mache einen Satz und ziehe ihn am Schwanz.

"Hör mal zu", sage ich, "in Ordnung, wenn du jetzt der Boss bist, aber wenn du glaubst, ich bin jetzt dein Fahrer, dann hast du dich gewaltig geschnitten."

Er zieht den Schwanz aus meiner Hand und geht geradeaus weg, ohne mich auch nur eines Blicks zu würdigen.

Was für ein Blödmann!

Er hat das ganze wirklich ernst genommen und behandelt mich wie einen Laufburschen, der die schmutzige Wäsche abholt.

Kein Grund, daß ihm diese Sache so zu Kopf steigt.

Ich merke, wie sich meine roten Blutkörperchen Richtung Kopf bewegen, aber ich denke an den Scheck, den ich in der Tasche habe und sie beruhigen sich wieder.

Ich setze also wieder ein Lächeln auf, lege den ersten Gang ein und steuere das Auto in Richtung meiner Bank. Ich reiche den Scheck ein und fülle meinen Bourbonvorrat beim ersten Verteiler auf, den ich finde.

So weit, so gut. Während der Boss seinen eigenen Angelegenheiten nachgeht, kann ich mich einer privaten Sache widmen.

Ich gehe nach Hause, stelle mich unter die heiße Dusche, ziehe mich um und gehe zu dem Glas mit den Revolvern in Öl.

Ich nehme einen Revolver heraus und schieße ein paarmal auf die Klospülung um zu sehen, ob sie funktioniert. Sie tut es, und ich stecke den Revolver in meinen Hosengürtel.

Ich werde den Wächter vom Schlachthof fragen, der, der sich dauernd das Gesicht einseift, ob er irgendwas von zwei Typen gehört hat, die mich in seinem Etablissement in Stücke schneiden wollten.

6. Kapitel

Manchmal muß man sein Ohr an die Wand halten - Ein Wirbelsturm voller Katzen machte große Schwierigkeiten - Und ein Mitfahrer, der seine Beine raushängen läßt

Es ist schon Nacht, als ich vor dem Eingang des Schlachthofs anlange. Vom Eingang, der in den Hof führt sehe ich, daß alles dunkel ist. Das Pförtnerhäuschen ist zu und es ist kein Mensch unterwegs.

Ich sehe ein paar Kühlwagen im Innenhof, mit offener Ladeklappe, aber sonst nichts.

Aber ich halte mich gar nicht auf und fahre langsam an der Außenmauer weiter.

Die Hallen vom Schlachthof ziehen sich bis in die Felder, aber es muß da drinnen eine Straße geben, vielleicht nicht asphaltiert.

Die Außenmauer endet bei einem Gebäude, von dem ich nicht weiß, was es ist und ich fahre die Straße weiter, die voller Löcher und Steine ist. Am Ende von dem Gebäude geht die Straße um die Ecke entlang einer anderen Außenmauer. Auf der anderen Seite sind die Gleise der Eisenbahn. Nach noch ein paar Kurven bin ich auf der Rückseite des Schlachthofs.

Irgendetwas Dunkles taucht direkt vor mir auf. Sobald ich es sehe, mache ich die Scheinwerfer aus und fahre ganz langsam weiter. Als ich direkt vor der Kühlerhaube bin, sehe ich, daß es ein Auto ist. Ich komme nicht daran vorbei, denn auf der einen Seite ist die Mauer und auf der anderen ein Graben.

Ich halte an, steige aus und schließe die Tür, ohne ein Geräusch zu machen.

In der Mauer ist eine Eisentüre. Sie ist geschlossen.

Ich merke mir das Autokennzeichen und schaue ins Innere: Alles leer. Es gibt ein halboffenes Fenster, durch das ich mit der Hand das Handschuhfach erreichen kann. Ich öffne es und finde den Fahrzeugschein.

Das Auto ist auf das Verlagshaus des Etikettenkönigs Brillowitz angemeldet.

Ich stoße einen Pfiff aus und lege den Fahrzeugschein zurück.

Dann gehe ich in die Knie und springe über die Mauer. Ich lande auf der anderen Seite in einem großen Innenhof mit gestampftem Boden.

Ich bewege mich auf Zehenspitzen und weiche Kisten, Kannen und den Schatten von irgendwelchen anderen Sachen aus.

Hier und da stehen Hallen. Ich gehe um eine herum, und dann eine andere, überquere noch einen Innenhof und glaube, schließlich beim Schlachthaus angelangt zu sein.

Sobald ich um die Ecke biege, sehe ich ein schwaches Licht, das aus einem der Fenster kommt, in Höhe von drei Metern fünfzig über dem Boden. Ich schiebe eine Kiste unter das Fenster und steige drauf, aber es gelingt mir nicht, über das Fensterbrett zu schauen.

Da ist irgendwer auf der anderen Seite des Fensters. Ich höre Stimmen und Schläge.

Ich klebe mein Ohr an die Mauer und stehe so still wie eine ausgeschaltete Laterne.

Ich höre einen Schlag und einen Knochen, der zersplittert, dann das Geräusch von Metall, das auf den Marmorfußboden fällt. Zwei Messer werden gegeneinander gewetzt und eins davon schneidet Fleisch.

Eine gefrorene Nadel kriecht meine Wirbelsäule hoch bis zum Hemdkragen.

Ich höre einen, der grinst.

"Eine ganz schöne Arbeit, Boss", sagt er, "schaut nur, was für ein Meisterwerk."

Ich erkenne die Stimme. Es ist einer von denen, die mich genau hier in Scheiben schneiden wollten, vielleicht sogar auf demselben Marmortisch.

Es ist aber eine neue Stimme, die ihm antwortet, und die Nadel in meiner Wirbelsäule bewegt sich, als hätte ihr einer auf den Schwanz getreten.

"Ich halte die Jacke", sagt er, "und du schneidest".

"Nein, nein, Boss. Besser, wenn Ihr Euch nicht schmutzig macht. Laßt mich das machen. Ich komme schon alleine klar.

"Gut, aber beeil dich. Wir wollen hier nicht zuviel Zeit verplempern."

"Ich mach ganz schnell. Ich weiß, wie man diese Sachen bedient."

Er lacht.

"Was für ein neckischer Scherz", sagt er.

Auch der andere fängt an zu lachen.

"Dann lernt er, daß er seine Nase nicht in anderer Leute Sachen stecken soll", sagt der andere.

Er sticht viermal mit dem Messer zu.

"Paß auf, daß nicht alle Eingeweide rausquillen", sagt der mit der Stimme, die ich nicht kenne.

"Ich paß schon auf, ich paß schon auf", sagt der andere und lacht.

Leute, Leute, mir stehen die Haare zu Berge wie Nadeln, und die gefrorene Nadel, die sich in meiner Wirbelsäule bewegt, ist inzwischen auch in meinem Magen angekommen.

Mir werden die Knie weich, wenn ich daran denke, was auf der anderen Seite der Mauer passiert und ich bräuchte eine Magnumflasche Bourbon, um mich auf den Beinen zu halten.

Ich beiße die Zähne zusammen und schaffe es trotzdem.

Für den Ärmsten auf dem Marmortisch kann ich sowieso nichts mehr tun. Aber für die beiden Halunken schon.

Teufel, Teufel, und ob da etwas zu machen ist!

Ich springe durch das Fenster, zersplittere das Glas und besorg es den beiden. Keine Sache, Leute.

Ich nehme das Fensterbrett in beide Hände, halte mich fest, gehe in die Knie und atme tief ein.

Genau als ich springen möchte höre ich, wie sich rechts von mir ein ziemliches Geschrei entfesselt.

Die Federn in meinen Knien geben nach und ich bleibe wie ein nasser Lappen da, wo ich bin.

Das Geschrei kommt von wütenden Katzen, Leute, Maunzen und wütendes Fauchen. Und das Winseln eines Hundes, ein Hilfeschrei.

Ich erkenne die Stimme: Es ist die von Greg.

Ich lasse das Fensterbrett los und springe zu Boden. Mit zwei Schritten bin ich an der Mauer zu meiner Rechten, mache einen Satz von drei Metern und falle mitten hinein in ein weiches Knäuel, das sich wie wild bewegt.

Ich bin inmitten von einem Sturm wütender Krallen geraten, Leute.

Ich versuche, so gut es geht, meine Augen zu schützen und arbeite mich mit Gewalt in die Mitte dieser pelzigen Masse vor, die wütend faucht und die meine Arme, Beine Schultern und Gesicht mit Nadeln und Rasierklingen bearbeitet.

Ich schleudere ein halbes Dutzend Katzen weg, aber genauso schnell kommen fünfzig als Verstärkung, die sich an meinen Rücken krallen.

Ich sehe Hunderte gelber und grüner Augen wie irrende Lichter im Dunkeln.

Zwei Schritte von mir mache ich eine Masse aus, die sich bewegt. Es ist Greg, der unter fünfzig wütenden Katzen begraben ist und sich so gut es geht verteidigt. Er heult vor Schmerzen und Wut.

"Zieh Leine, Greg", schreie ich ihm zu.

Ich rolle mich auf dem Boden und versuche, mit meinem Körpergewicht so viele Katzen wie möglich zu zerdrücken, aber sie scheinen sich unter mir noch lebendiger und wütender hervorzuwursteln als zuvor.

Sie springen davon und weichen meinen Schlägen aus, springen von der Wand zurück wie Gummibälle, stürzen sich auf meinen Rücken, um meine Haut jedes Mal mit Dutzenden von eisernen Krallen zu zerfetzen.

Es ist ein unmöglicher Kampf, Leute. Wenn ich mich als Salami verschnürt vor einem verhungerten Löwen befände, würde ich mich irgendwie herauswursteln, aber inmitten von Hunderten wütender Katzen schafft es nicht einmal Greg.

Ich kämpfe weiter und höre, wie das Winseln von Greg immer schwächer und flehender wird.

Ich werfe mich ihm entgegen, schaffe es, ihn am Hals zu packen und ihn zur Mauer des Innenhofes zu ziehen. Ich nehme eine Kiste und merke, daß sie leer ist.

Ich versuche, mein Gesicht zu schützen, so gut es geht, mache die Kiste auf, befördere mit vier Tritten zwei Dutzend Katzen an die Wand und stülpe die Kiste über Greg.

Ich glaube, es sind noch ein paar Katzen zusammen mit Greg in der Kiste, aber es dürfte nicht schwierig für ihn sein, mit ihnen fertig zu werden, auch wenn er in ziemlich schlechtem Zustand ist.

Sobald ich Greg unter die Kiste gesteckt habe, legt sich der Sturm.

Irgendwelche Katzen stürzen sich immernoch auf mich, aber es ist klar, daß nicht ich ihr Ziel bin.

Es ist der Hund als ihr natürlicher Feind.

Ich beruhige mich und setze mich in die Nähe der Mauer.

Die Katzen benehmen sich weiterhin sehr aufgeregt in der Mitte des Innenhofes, laufen hin und her, mauzen, fauchen und lecken ihre Wunden.

Greg winselt unter der Kiste.

Ich muß ihn rausziehen und wegbringen, aber sobald ich ihn aus der Kiste hervorziehe, sind die Biester bereit, sich wieder auf ihn zu stürzen und der Kampf beginnt von neuem.

Ich hole ein paarmal Atem, dann stehe ich auf.

Ich gehe langsam über den Innenhof und eine Hundertschaft leuchtender Augen verfolgt mich.

Auf der anderen Seite ist eine lange Halle, und genau in der Mitte ist eine geschlossene Eisentüre mit einem Riegel.

Ich schiebe den Riegel zurück und öffne die Türe.

Mir kommt eine Welle kalter Luft und der Geruch von frisch geschlachtetem Fleisch entgegen.

Kaum habe ich die Türe geöffnet, daß sich das gesamte Katzenknäuel miauend hineinstürzt.

Es muß ein Kühlhaus sein.

"Guten Appetit", wünsche ich, nachdem die letzte Katze drin verschwunden ist.

Ich schließe die Türe und gehe zu Greg zurück.

Er ist ohnmächtig. Ich nehme ihn in den Arm.

Ich brauche mindestens zehn Minuten, um bei meinem Blimbust anzukommen. Ich muß drei Innenhöfe überqueren, ein paar Mauern hochklettern und zwei Türen öffnen.

Als ich bei der Straße anlange, sehe ich, daß das andere Auto nicht mehr da ist.

Ich setze Greg auf den Beifahrersitz und hole die Bourbonflasche aus dem Handschuhfach.

Ich trinke ein paar Schlucke, schütte eine gute Dosis zwischen die Zähne von Greg, der die Augen öffnet und mich anschaut.

"Bleib ruhig", sage ich, "alles ist vorbei".

Den Rest von dem Bourbon benutze ich, um die Wunden zu desinfizieren, die wir überall haben.

Dann werfe ich die Flasche weg, setze mich ans Steuer und fahre ab.

Ich halte vor der 'Fledermaus'.

Ich nehme Greg in den Arm und steige aus.

Sobald Ercole mich sieht, wird er so bleich, als hätte er gerade den Steuerbescheid bekommen.

"Was zum Teufel ist passiert?"

Fernanda springt dazu und als sie Greg sieht, fällt ihr vor Schreck fast der Schwanz ab.

"Nichts", sage ich, "wir sind in ein Rudel wilder Katzen geraten. Aber wir haben sie zerfetzt."

Ich lege Greg auf den Boden und Fernanda nimmt ihn in Empfang und leckt seine Wunden. Sie muß eine Ausbildung als Krankenschwester gemacht haben, als sie klein war.

Er nimmt eine Flasche Bourbon und gießt sie in ein Glas.

"Ich glaube, du hast es nötig", sagt er.

Bei allen Schweinsteufeln, und wie ich es nötig habe. "Den Schluck, den ich vor einer halben Stunde getrunken habe, ist aus allen Löchern wieder herausgeflossen."

"Glückskind", sagt Er, "du mußt dich doch immer in die Nesseln setzen."

"Er hat sich diesmal in die Nesseln gesetzt", sage ich und deute auf Greg, "diesmal war es an mir, ihn wieder rauszuholen. Ich bin jetzt ein Garniemand, und er ist der Boss."

Ich erzähle ihm die ganze Geschichte und Er hört mit offenem Mund zu, und die Fliegen können ihm in den Rachen schauen.

Als ich fertig bin, kratzt er sich am Kopf.

"Und du willst ernsthaft Schwimmlehrer werden?", fragt er.

Ich fange an zu lachen und gebe ihm einen Klaps auf den Bauch.

"Ich hab zuviel Sorge, daß mir Wasser in den Mund kommt", sage ich, haue mir mit der Faust in den Magen und gehe ins Bad.

Ich schaue in den Spiegel und sehe, daß ich das Gesicht voller roter Kratzer habe, als hätte ich mich mit einem Eiskratzer rasiert.

Ich wasche mich, desinfiziere mich und mache mich etwas zurecht.

Als ich aus dem Bad komme, sehe ich etwas weniger verboten aus als vorher.

Ich werfe einen Blick auf Greg.

Er hat ein geschwollenes Auge und ein Ohr, das fast abgegangen ist, aber Fernanda leckt ihn überall mit der Zunge.

Während ich meinen Boss betrachte, schiebt mir Er eine gefaltete Zeitung unter die Nase.

Ich nehme sie und schaue sie an.

"Was ist das?", frage ich.

"Die hat mir Greg gebracht, als er heute hier war. Warum fragst du nicht ihn?", sagt Er.

Die Zeitung ist auf der Sportseite aufgeschlagen, und ein Artikel ist mit rotem Stift markiert.

Es ist das Programm der Mistkäferrennen vor zehn Tagen.

Ich frage mich, was das bedeutet und schaue Greg an.

"Ist das wichtig?", frage ich.

Greg bedeutet mir 'ja'.

Ich stütze die Ellbogen auf den Tresen klopfe mir mit den Fingern ein paarmal hinter das rechte Ohr, um meine grauen Zellen aufzuwecken, die sich in diesem Bereich befinden.

"Überlegen wir mal", sage ich, "ich hab dich zum Haus des Doktor Contortus gebracht. Du bist ausgestiegen und hast dich umgeschaut. Vielleicht war der Hausherr nicht zu Hause und du hast überall rumgeschnüffelt. Dann hast du das da irgendwo gefunden und hast es Er gebracht, damit er es mir gibt für den Fall, daß ich vorbeikomme und meinen Treibstoffvorrat auffülle."

Greg bedeutet mir, daß es soweit stimmt, und daß ich weitermachen kann.

Dann bist du zurückgekehrt und hast gewartet, bis Contortus von der Arbeit zurückkommt. Er ist zurückgekommen und als er nochmal weggegangen ist, hast du dich an seine Fersen geheftet. Er ist in sein Auto gestiegen, ein Auto des Etikettenverlags, und ist zum Schlachthof gefahren."

Greg stimmt mir zu, bedeutet mir aber, daß da noch etwas anderes ist.

Ich denke ein bißchen nach und mir kommt in den Sinn, was ich im Schlachthaus gehört habe, bevor ich in den Wirbelsturm voller Katzen gefallen bin.

"Er war nicht allein", sage ich. Greg macht Anstrengungen, den Schwanz zu bewegen und ich sehe, daß er es nicht schafft, und so muß es Fernanda machen.

"Einer?", sage ich, "zwei?"

Greg bedeutet mir, daß es zwei waren, aber mir scheint, daß einer davon nicht mehr auf seinen eigenen Beinen war.

Ich stehe auf und werfe die Zeitung auf den Tisch.

"Na schön", sage ich, "ich werd mal ein Auge auf die Mistkäferrennen werfen."

"Paß auf", sagt Er, du hast keine Lizenz mehr, und wenn du dich in Schwierigkeiten bringst, dann steckst du im Schlamassel."

"Ich brauch keine Lizenz, um zum Rennen zu gehen", sage ich, "ich bin ein freier Bürger, der eine Eintrittskarte kauft und ich kann gehen, wohin ich will."

Ich gehe zum Telefon und wähle die Nummer der Zentrale.

Ich warte, bis Tram am Apparat ist und als ich seine Stimme höre, sage ich ihm, wer ich bin.

Tram hält die Luft an und ich rede.

"Irgendwo auf dem Schlachthof muß eine Type sein, die sie in Streifen geschnitten haben. Wenn ich du wäre, würde ich mal nachschauen."

"Pipa!", schreit er, "diesmal kommst du nicht davon. Ich hab dich gewarnt und du weißt, daß ich keine Scherze mache."

"Weiß ich", sage ich, "ich bin kein Privatdetektiv mehr. Ich bin ein freier Bürger, der seine Pflicht tut und die Polizei informiert, wenn er ein Verbrechen entdeckt."

"Was hast du im Schlachthof gemacht?"

"Ich wollte mir ein Schnitzel kaufen", sage ich.

Ich lege den Hörer auf und gebe Greg einen Klaps auf die Schnauze.

"Wir sehen uns", sage ich, "tut mir leid, daß du in Schwierigkeiten gekommen bist, aber ich schau, daß ich dir helfe, und wenn ich was entdecke, sage ich dir Bescheid."

Ich gehe raus, setze mich ans Steuer und fahre los.

Es ist noch früh. Die Mistkäferrennen fangen erst um Mitternacht an, denn die Tierchen sind nachtaktiv, wie ihr wißt.

Allerdings ist das Stadion für die Mistkäferrennen auf der anderen Seite der Stadt, und ich möchte mich nicht beeilen müssen.

Und die echten Fans kommen immer schon ein paar Stunden früher, um sich über den Zustand der Tierchen zu informieren und ein paar todsichere Tipps zu bekommen.

In der Innenstadt ist immernoch viel los und ich muß dauernd anfahren und bremsen, um im Verkehr zu bleiben.

Ich konzentriere mich auf's Fahren, bis ich eine Hupe höre, die hinter mir aufheult.

Einer, der es eilig hat, denke ich mir, und fahre an die Seite, aber statt mich zu überholen, bleibt er hinter mir und hupt weiter.

Ich beschleunige, aber der hinter mir beschleunigt auch.

Dann sehe ich eine Type, die auf dem Bürgersteig auf mein Auto zuläuft und mich anschaut.

Ein anderes Auto überholt mich und bremst. Die Frau am Steuer schaut mich an, stößt einen Schrei aus und rast davon.

An der nächsten Kreuzung halte ich an, denn die Ampel ist rot.

Ein Verkehrspolizist läuft auf mich zu, aber als er gerade auf der Höhe von meinem Auto ist, wird die Ampel grün und ich fahre an.

Ich sehe den Polizisten, wie er gestikuliert und dann in einem Telefonhäuschen verschwindet.

Ich habe eine ganze Autokolonne hinter mir und verstehe nicht, warum.

Also zucke ich die Achseln und kümmere mich um meine Angelegenheiten, bis mich ein Polizeiauto mit Blaulicht in voller Fahrt überholt, scharf bremst und vor meiner Kühlerhaube zum Stehen kommt.

Ich halte an und steige aus.

In weniger als einer Minute sind zwei weitere Polizeiautos da und eine Wolke von Plattfüßlern, die ein ganzes Arsenal von Pistolen auf mich richten.

"Also", sage ich, "was zum Teufel ist hier eigentlich los?"

"Besser, du rührst dich nicht", sagt einer und bohrt mir seine Kanone in den Bauch.

Ich rühre mich nicht von der Stelle.

Die Plattfüßler zerstreuen die Schaulustigen um uns herum.

Dann kommt noch ein Polizeiauto.

Der Leutnant Tram macht eine Runde um mein Auto und der Sergeant Kautschuk bläst mir eine Wolke von frittiertem Kabeljau mit Zwiebeln ins Gesicht.

"Der ist für mich", sagt er. Er schiebt die Plattfüßler mit seiner Kanone weg und legt seine Hand auf meinen Jackenrevers.

Ich trenne ihm die Hand ab und stecke sie in die Tasche.

"Kann ich mal wissen, was euch hier eigentlich reitet?", sage ich.

Ich sehe einen Plattfüßler, dem seine letzte Mahlzeit auf dem Gehsteig hochkommt und riskiere ein Auge auf Tram, der den Kofferraumdeckel von meinem Blimbust hochgehoben hat.

Er macht ihn wieder zu und ich sehe, daß der Deckel nicht ganz schließt. Ich trete näher, um besser zu sehen.

Jetzt verstehe ich, warum der Kofferraumdeckel nicht zugeht.

Da sind zwei Beine, die rausschauen. Zwei Beine mit Hosen, Strümpfen und Schuhen.

Zwei Beine von einem Typen, der im Kofferraum von meinem Blimbust ist.

Ich brauche nicht mal zwei Sekunden um zu verstehen, was passiert ist.

Ich bin mit einem durch die Gegend gefahren, dessen Beine aus meinem Kofferraum herauschauen und kann ihn noch nicht mal fragen, wer ihn da reingetan hat, und wann.

Aber ich weiß es schon. Ich konnte ihn nicht sehen, als ich mit Greg im Arm eingestiegen bin, hinter dem Schlachthof, und auch nicht, als ich vor der "Fledermaus" angehalten habe.

Den kleinen Scherz habe ich diesen beiden zu verdanken. Aber woher wußten sie, daß ich das Auto da draußen stehen hatte?

Vielleicht wußten sie es nicht und wollten die Type irgendwo anders hinbringen. Vielleicht zu mir nach Hause, um den Leutnant Tram von der Mordkommission glücklich zu machen und um mich ein für alle Mal aus dem Weg zu räumen. Als sie dann die Type weggeschafft haben, haben sie mein Auto gesehen und ihren Plan geändert.

Die Nase des Leutnants Tram ist eine Handbreit vor meiner.

"Du schickst mich zum Schlachthof und amüsierst dich mit dem da", sagt er.

"Tut mir leid, wenn du den Weg umsonst gemacht hast", sage ich.

"Hab ich nicht", sagt er und quetscht die Wörter zwischen den Zähnen hervor, "beim Schlachthof bin ich gar nicht erst angekommen."

Er legt mir die Hand auf den Arm und schubst mich vorwärts.

"Los", sagt er, "auf geht's."

Er heißt mich in sein Auto einsteigen und setzt sich neben mich.

Ich sehe, wie ein Plattfüßler eine Decke auf den Fahrersitz von meinem Blimbust legt und sich ans Steuer setzt.

Wir fahren alle in die Zentrale.

Tram sagt nichts und ich versuche, ein Gespräch in Gang zu bringen.

"Wie ich sehe, hast du keinen Turban mehr", sage ich, "ist deine Infektion abgeheilt?"

Mit einem Blick beschaut er meine Kratzer im Gesicht.

"Wer ist er?"

"Ich habe nicht die leiseste Ahnung", sage ich, "ich dachte, im Kofferraum sei nur das Reserverad."

"Wir werden sehen", sagt er und hüllt sich in Schweigen.

Er redet erst wieder, als er sich in seinem Büro hingesetzt hat.

"Jetzt kannst du mir alles sagen", sagt er, "und denk dran, wenn du nicht die Wahrheit ausspuckst, dann bringt dich diesmal keiner mehr aus dem Schlamassel heraus."

"Alles, was ich weiß", sage ich, "ist, daß ich mit meinem Auto spazieren gefahren bin und mit einem Mal seid ihr gekommen und habt dieses Etwas in meinem Kofferraum gefunden."

"Wer ist er?"

"Ich hab dir schon gesagt, weiß ich nicht", sage ich, "ich hab ihn weder lebendig noch tot gesehen, den Typen. Ich hab nur im Vorbeigehen seine zwei Beine gesehen, die rausgeschaut haben."

Ich sehe, daß ihm seine Adern anschwellen, dann öffnet er eine Schublade von seinem Schreibtisch, nimmt eine Tablette und schluckt sie runter, um den Verkehr seiner Blutkörperchen in den Griff zu bekommen.

Drei Plattfüßler kommen herein.

"Ihr sollt unbedingt runterkommen, Leutnant", sagt einer.

"Wenn der da auch nur einen Finger rührt, während ich weg bin", sagt Tram, "werf ich euch in ein düsteres Gefaß, bis ihr in Rente geht."

"Wir sind immerhin zu dritt", sagt einer.

"Und ich werf euch in ein düsteres Gefaß, auch wenn ihr nur zu zweit wärt, verstanden?", schreit Tram, geht raus und schmeißt die Türe zu.

Ich versuche, keinen Finger zu rühren und warte.

Nach einer Viertelstunde zünde ich mir eine Zigarette an und rauche.

Die drei Plattfüßler kleben an mir und sobald ich einen etwas längeren Seufzer tue, ziehen sie ihre Pistolen und zielen auf mich.

Ich habe noch nicht ausgeraucht, als ich Schritte auf dem Gang höre, die Türe wird aufgerissen und eine Masse brutzelndes Fleisch macht sich im Büro breit, gefolgt von einer Wolke von Plattfüßlern.

Es gelingt mir zu erkennen, daß es sich um den Leutnant Tram handelt, der da brutzelt und ein paar Wörter herauszischt.

"Raus!", schreit er, "Bringt ihn raus. Legt ihm Handschellen an, an den Armen, Beinen, an der Zunge, überall, werft ihn in eine Zelle und laßt ihn da drin verfaulen, bis sie das Gebäude abreißen. Raus! Bringt ihn raus!"